SITZUNGSBERICHTE
DER LEIBNIZ-SOZIETÄT
Band 21 • Jahrgang 1998

trafo Verlag Berlin

ISSN 0947-5850 ISBN 3-89626-201-7

Inhalt

Hartung, Wolfdietrich

Besonderheiten in der Redeweise Ostdeutscher: Probleme ihrer Wahrnehmung und ihrer Interpretation 5 >>>

Lötzsch, Ronald

Die Sorben als nationale Minderheit in Deutschland 29 >>>

Blanke, Detlev

Interlinguistik und Plansprachen 45 >>>

Mylius, Klaus

Sanskritistik und Vedaforschung an der Schwelle zum 3. Jahrtausend 77 >>>

Wollgast, Siegfried

Zur deutschen Spätaufklärung in Sachsen. Beispiel: Johann Christoph Adelung 95 >>>

Kirsch, Wolfgang

Zur kommunikativen Funktion von Dichtung in der lateinischen Spätantike (3.-6. Jahrhundert) - Resümee 127 >>>

Rezension

Peter H. Feist

Gabriele Mucchi, verpaßte Gelegenheiten. Le occasione perdute. Ein Künstlerleben in zwei Welten, >>>

Wolfdietrich Hartung

Besonderheiten in der Redeweise Ostdeutscher: Probleme ihrer Wahrnehmung und ihrer Interpretation*

Tatsächliche und vermeintliche Besonderheiten in der Rede Ostdeutscher ziehen immer wieder das Interesse auf sich. So bemüht man sich festzustellen, worin sich die Ostdeutschen – sieben Jahre nach dem Ende der DDR – von den Westdeutschen (immer noch) unterscheiden, was den Westdeutschen „fremd" vorkommt oder was die Ostdeutschen erst noch lernen und woran sie sich gewöhnen müßten. Manchmal ist vom Weiterbestehen oder gar der Neubelebung einer „DDR-Sprache" die Rede. Medien greifen das Thema auf und reduzieren es in der ihnen eigenen Art auf gängige Klischees. Aber auch in der Wissenschaft erleben Fragen der „Ost-West-Kommunikation" eine gewisse Konjunktur. (Ein guter Überblick findet sich bei Reiher/Läzer 1996).

Das Wahrnehmen sprachlicher Unterschiede ist so alt wie die Menschheit selbst. Menschen unterscheiden sich nun einmal in ihren Redeweisen, nicht nur individuell, sondern auch als Gruppen. Wenn Gruppen in Kontakt zueinander treten, nehmen sie auch wahr, worin sie sich sprachlich unterscheiden. Sie denken über die Unterschiede nach und versuchen, sie auf das ihnen geläufige Bild von der Welt zu beziehen. Im Leben menschlicher Gemeinschaften gibt es aber auch Perioden, in denen Teile von ihnen, bestimmte Öffentlichkeiten, ein ganz besonderes Interesse daran entwickeln, sprachliche Unterschiede zu reflektieren, etwa weil die Kontakte mit anderen Gruppen in irgendeiner Weise als problematisch empfunden werden und weil man glaubt, daß auch die sprachlichen Unterschiede etwas mit dem Problematisch-Werden der Kontakte zu tun haben.

* Vortrag vor der Klasse Sozial- und Geisteswissenschaften der Leibniz-Sozietät am 15. Mai 1997

Das (sprachliche) Problem

Natürlich unterscheiden sich auch Ost- und Westdeutsche in ihren Redeweisen. Ein Teil dieser Unterschiede – neben den einfach regionalen – hat zweifellos damit zu tun, daß sich in 40 Jahren in der DDR spezifische kommunikative Praktiken und Traditionen herausgebildet haben, besondere Normen des Benennens oder des kommunikativen Umgangs miteinander. Eigentlich ist das selbstverständlich und die Auflistung solcher Spezifika nicht besonders aufregend. Das ändert sich, wenn wir fragen, wie diese Praktiken und Traditionen wechselseitig – oder auch heute im Vergleich zu früher – wahrgenommen und interpretiert und wie frühere Wahrnehmungen auf aktuelle Perspektiven bezogen werden. In diesem Sinne geht es mir mehr um die Bedingungen der Wahrnehmung und Interpretation sprachlicher Besonderheiten als um ihre Aufzählung.

Als Sprecher stellen wir fest, daß jemand „anders" spricht (anders als wir, als wir es gewohnt sind, als wir erwartet haben usw.). Bezugspunkt für solche Urteile ist unser Sprechen bzw. das unserer Gruppe oder der gewohnten Umgebung. Wir haben ein Wissen über bestimmte sprachliche Normen, d.h., wir wissen, daß bestimmte Merkmale unseres Sprechens (oder der Redeweise anderer Menschen) diesen Normen gerecht werden und andere nicht. Würden wir unsere Wahrnehmungen nicht auf diese Weise ordnen, könnten wir manche Unterschiede gar nicht wahrnehmen. Das gilt etwa für viele Dialektunterschiede. Weiter stellen wir z.B. fest, daß jemand wie ein Ostdeutscher oder ein Westdeutscher spricht. Wir beziehen sprachliche Merkmale also auf Personen oder Gruppen, oder wir suchen nach sprachlichen Merkmalen von Personen und Gruppen. Bezugspunkte für solche Urteile sind einmal unsere Erfahrungen aus Gesprächen mit anderen Menschen, von denen wir wissen, daß sie Ostdeutsche oder Westdeutsche sind, und zum andern ein allgemeines, in unserer Umgebung verbreitetes Wissen über übliche Klassifizierungen von Personen und über die Verbindung solcher Klassifizierungen mit sprachlichen und anderen Merkmalen. Sprachliche Unterschiede werden so zu einem Aspekt in einem größeren Ensemble von Merkmalen. Es gibt also bestimmte sprachliche Signale, die wir wahrnehmen, indem wir sie auf bestimmte sprachliche Klassen beziehen, und die wir dann weiteren (nichtsprachlichen) Klassen zuordnen können.

Unsere Wahrnehmungen ordnen wir aber nach noch anderen Gesichtspunkten: z.B. nach Antipathie und Sympathie gegenüber Personen, nach dem Wert, den das Wahrgenommene für die eigene Person oder Gruppe bzw. für unser Tun hat, also nach Nützlichkeit, Annehmlichkeit usw. Für alle diese Präferenzen können wir ein bestimmtes Wissen geltend machen, Argumente liefern, Begründungen konstruieren, die uns selbst und andere überzeugen sollen. Oder anders: Wir nehmen nicht nur Verschiedenheiten wahr, wir entscheiden uns auch (oft) *für* das eine und *gegen* das andere, weil wir eine Menge Gründe haben, die eine solche Entscheidung zu rechtfertigen scheinen. Weil uns ein anderer unsympathisch ist, finden wir auch seine Redeweise unsympathisch; sobald wir diese Redeweise irgendwo wiederfinden, wächst in uns ein Gefühl der Ablehnung. (In der Soziolinguistik gibt es eine umfangreiche Richtung, die *language attitudes* untersucht: Versuchspersonen werden aufgefordert, auf der Grundlage von Tonbandaufzeichnungen scheinbar unterschiedlicher Sprachformen den jeweiligen Sprecher einzuschätzen, ohne zu wissen , daß es sich immer um denselben Sprecher handelt.) D.h., die sprachlichen Signale, die wir wahrnehmen, werden auf bewertete Begriffssysteme bezogen; sie werden interpretiert.

Die (Sprach-)Wissenschaft, insbesondere die Soziolinguistik, hat nun die Aufgabe zu zeigen, daß und in welchem Umfang sprachliche Verschiedenheiten existieren und wie diese unterschiedlich interpretiert werden (können). Dazu stellt sie etwa *Varietäten* zusammen, also Systeme von sprachlichen Varianten, oder sie ermittelt *language attitudes*, rekonstruiert also die Arten und Verfahren des Interpretierens und Bewertens von Verschiedenheiten. Soziolinguisten sind nun aber immer auch Angehörige einer Kommunikationsgemeinschaft, also Sprecher mit bestimmten Erfahrungen, Vorurteilen und Interessen. Deshalb können die in dieser Gemeinschaft üblichen Bewertungen, Interpretationen und ganze Ideologien zumindest in gewissem Umfang auch in soziolinguistische Analysen Eingang finden. So werden „bessere" und „schlechtere" Sprachen gefunden; oder Sprecher, die nicht nur durch Unterschiede (durch eine *Differenz*), sondern auch durch ein *Defizit* gekennzeichnet sind, weil sie z.B. weniger gebildet oder sonstwie deformiert sind oder einer „unteren" Schicht angehören usw.; oder es wird vorausgesetzt, daß von „Kulturen", die angeblich auch sprachlich unterscheidbar sind, die eine der anderen

überlegen ist usw. Subjektiv können solche Haltungen durchaus achtbar sein, etwa dem Wunsch entspringen, einem Schwächeren, Ärmeren usw. zu helfen. Das System von Bewertungen, dessen sie sich notwendigerweise bedienen, enthält jedoch oft genug diskriminierende Momente oder kann zumindest so empfunden werden.

Wenn die Redeweise von Ostdeutschen beurteilt wird, werden gewöhnlich mindestens zwei Voraussetzungen dieser bewertenden Art gemacht:

1. Die eigene („westliche") Art des Sprechens wird als die normgerechte, richtige, überlegene angesehen. Der Ostdeutsche muß es deshalb lernen, sich dieser Norm anzupassen und sein „abweichendes" Verhalten möglichst aufzugeben, wenn er ein vollwertiges Mitglied in der neuen Gemeinschaft sein will.
2. In der Art, wie Ostdeutsche sprechen, muß sich ihr Schicksal, also ein Stück DDR-Vergangenheit, ausdrücken. Und das muß, in der Regel, etwas Negatives sein, das heute keinen Platz mehr hat, das überwunden werden muß, schon weil es „westlichen Ohren" unnötigerweise Anlaß zu Mißverständnissen gibt, weil es in der neuen Gesellschaft lächerlich wirkt, weil es eben auf die eine oder andere Art stigmatisiert ist.

Unterschiede im Wortschatz und Wortgebrauch

Sprachliche Unterschiede lassen sich in einer Weise zusammenfassen, die etwas mit unseren Vorstellungen von der Struktur der Sprache zu tun hat. Regionale Unterschiede sind z.B. besonders gut an der lautlichen Realisierung von Sprache erkennbar. Viele augenfällige Unterschiede betreffen die Art, wie etwas benannt wird, oder allgemeiner: wie Wirklichkeit durch Wörter/Wortgruppen interindividuell verfügbar gemacht wird. Auf unseren Gegenstand bezogen, müßten „Unterschiede im Wortschatz" dann vorliegen, wenn es Wörter gibt, die ausschließlich im Osten oder im Westen vorkommen, miteinander Verbindungen eingehen oder in besonderen Bedeutungen verwendet werden. Dies empirisch zu ermitteln, ist allerdings keineswegs so unproblematisch wie es erscheinen mag. Denn je größer die Materialgrundlage ist, desto schwerer fällt es, eine Ost-West-Grenze zu ziehen. In vielen Fällen kann man eigentlich nur Häufigkeiten feststellen. Hinzu kommen weitere Probleme. Wenn man sich

die zahlreichen Arbeiten zu diesem Thema ansieht, fällt sofort zweierlei auf:

1. Es geht in diesen Arbeiten nicht um Unterschiede, die *heute* entstehen, sondern um solche, die zu DDR-Zeiten entstanden sind und heute noch fortbestehen. Dies bedeutet schon eine ganz bestimmte Einengung der Fragestellung und ist zugleich eine Abwertung, da sprachliche Besonderheiten mit dem Etikett „DDR" versehen und somit stigmatisiert werden.
2. Insbesondere aus westdeutscher Perspektive wird der Standard der *alten* BRD für Vergangenheit *und* Gegenwart als Norm gesetzt. Alles, was dieser Norm nicht entsprach oder entspricht, wurde oder wird als Abweichung und als fremd begriffen. In gewisser Weise ist eine solche Perspektive normal und verständlich; sie unterstützt aber, zumal wenn sie sich als hegemonial präsentiert, auch wieder die Stigmatisierung des „Abweichenden": Nur *ein* Deutsch kann das richtige, angemessenere oder bessere sein.

Ein paar Beispiele sollen verdeutlichen, welche Arten von Wörtern und Wortverbindungen in den entsprechenden Untersuchungen behandelt werden (vgl. etwa Schroeter 1994, dazu auch Läzer 1997):

- Eine relativ kleine Gruppe von Wörtern, die in Westdeutschland nicht vorkommen: *Datsche*. (Kommen sie wirklich nicht vor? Zumindest werden sie verstanden. Oder erscheinen sie nur fremd, weil sie, wie hier, russischen Ursprungs sind?)
- Komposita und Wortgruppen, die zwar nach den Regeln der deutschen Sprache gebildet sind, in dieser Zusammensetzung aber im Westen nicht vorkommen: *Held der Arbeit, Volksbuchhandel*.
- Im Westen unbekannte (oder für unbekannt gehaltene) Kollokationen: *orientieren auf, den Plan erfüllen*. (Das sind Kollokationen, die in der DDR üblich waren; ich bezweifle aber, daß sie im Westen nicht möglich sind; vermutlich sind sie nur seltener.)
- Die eigentlichen DDR-Realia: *Bodenreform, Volkskammer*.
- Eine relativ große Gruppe von Wörtern mit besonderen Bedeutungen: *Aktiv, Aussprache, Brause, Objekt, volkseigen, Kollektiv, Lernvermögen*.
- Mit besonderen Bewertungen verbundener Wortgebrauch: *Kundschafter vs. Spion, Kosmonaut vs. Astronaut, Gesellschaftswissenschaften vs. Geisteswissenschaften*.

In sehr vielen Fällen ist es allerdings nicht möglich, über die betreffenden Gegenstände zu reden, ohne die für sie zuständigen Wörter zu gebrauchen. Und das heißt, daß für diesen Fall keine neutralen, nicht-stigmatisierten Wörter mehr existieren. Man behilft sich dann mit distanzierenden Zusätzen: Anführungsstriche, *sogenannte, ehemalige* usw. In vielen Fällen wird damit aber unterschlagen, daß einfach verschiedene Gebrauchsweisen nebeneinanderstehen.

Sprachwissenschaftler, die sich mit diesen von der DDR ererbten lexikalischen Besonderheiten beschäftigen, äußern sich in der Regel über zwei Punkte:

1. Sie suchen nach einer bestimmten Mentalität, die sich in der Vorliebe für bestimmte Wörter ausdrücken soll. Dabei glauben sie, sich auf den Topos stützen zu können, daß sich in der Sprache Denken oder die Deformierung des Denkens ausdrückt.
2. Sie versuchen sich in Prognosen über die Perspektive des lexikalischen Erbes.

Zur vermuteten Mentalität:

So werden schwerfällige Wortbildungen oder ein Hang zur Genauigkeit als Ausdruck von Pseudowissenschaftlichkeit verstanden (etwa in offiziellen Dokumenten); emotionaler Stil oder häufiger Gebrauch bzw. Mißbrauch des Wortes *Volk* wird als Zeichen dafür gewertet, daß die Bevölkerung (das Volk) unmündig gehalten werden sollte. Oder es wird gesagt, daß als umständlich empfundene Genitivkonstruktionen, wie sie u.a. im Russischen üblich sind, dem befohlenen Vorbild der Sowjetunion zu danken sind. Viele dieser Erklärungen greifen sicher zu kurz. Allerdings können mit Wortbildungen, Benennungen und einem bestimmten Wortgebrauch tatsächlich Interessen und Bedürfnisse befriedigt werden, auch solche von Gruppen, Parteien und Regierungen. Zu diesen Bedürfnissen kann z.B. gehören, sich auf eine bestimmte Art darzustellen: wissenschaftlich, überlegen, kämpferisch, als „Sieger der Geschichte". Es gab ein Vokabular des „siegreichen Sozialismus" oder des Schönfärbens. Zweifellos hat diese kommunikative Tradition in der DDR eine besondere Ausprägung erfahren.

Die Entstehung entsprechender Wortschöpfungen ging zum Teil auf Sprachregelungen „von oben" zurück, wenngleich die Annahme etwa einer „SED-verordneten" öffentlichen Terminologie (Schlosser 1992: 43) viel zu stark vereinfacht. Man muß sich darüber klar sein, daß im Grunde alle Menschen, die Texte für irgendein Publikum produzieren, sprachschöpferisch aktiv werden können. Dabei lassen sie sich natürlich von ihrem Bild von der Welt, von den Wertvorstellungen ihrer Gemeinschaft leiten, oder genauer: von dem, was sie für die Erwartungen in dieser Gemeinschaft halten. Sie nehmen also (auch) etwas vorweg, zeigen „vorauseilenden Gehorsam". Ein bekanntes und schönes Beispiel dafür ist *„Jahresendflügelfigur" für „Weihnachtsengel"*, was heute unsinnigerweise für DDR-typisch gehalten wird. Natürlich ist das Wort hier gebildet worden. Aber es wurde sehr schnell zum Gegenstand einer Sprach-Glosse, ist vor allem so bekannt geworden und blieb auch für „DDR-Ohren" immer eine Karikatur auf bestimmte Benennungs-Perspektiven.

Es hat auch nicht *die* DDR-Sprache gegeben. Was Westdeutsche als DDR-typisch empfinden, muß keineswegs allen DDR-Bürgern in gleicher Weise zugänglich und selbstverständlich gewesen sein. Auch die DDR war, entgegen anderen Meinungen, alles andere als eine homogene Kommunikationsgemeinschaft. In der Wahrnehmung vieler westdeutscher Sprachwissenschaftler war die DDR sprachlich zweigeteilt (vgl. etwa Hellmann 1989 oder Teubert 1996), für einige sogar zweisprachig. Man glaubte, eine offizielle Sprache zu erkennen und eine private, nicht-öffentliche. Die offizielle Sprache wurde – in dieser Perspektive – von der Mehrheit der Bevölkerung abgelehnt, notgedrungen aber bis zu einem gewissen Grad mitgetragen; und von daher sind die Einflüsse auf die Alltagssprache zu erklären, die sich teilweise „sogar" bis heute erhalten hätten (Good 1995). Die Wahrnehmung des „Anderen" ist stets ein besonderes Problem. Naturgemäß wird man nur mit bestimmten Seiten dieses Anderen konfrontiert, und häufig hat man über das Andere bereits eine mehr oder weniger feste Meinung, auf die man aktuelle Wahrnehmungen beziehen möchte. So stießen Westdeutsche, die die DDR besuchten oder sich mit ihr befaßten, auf eine Sprache, die ihnen in manchen öffentlichen Bereichen fremd vorkommen mußte und die sie deshalb als „Staats- und Parteisprache" ansahen. Im alltäglichen und nicht-öffentlichen Sprachgebrauch stellten sie jedoch weniger Unterschiede fest. Für die Ostdeutschen gehör-

ten dagegen auch die öffentlichen Bereiche – mit vielen Differenzierungen im einzelnen - zu einem großen Teil noch zum sprachlichen Alltag, so daß sie den Unterschied, den die Westdeutschen empfanden, häufig ganz anders wahrnahmen. Was ist nun aber „richtig"? Ich meine, daß es wenig Sinn macht, das Recht auf eine Perspektive zu beschneiden.

Ein besonderes Erklärungsmuster für ostdeutschen (DDR) Sprachgebrauch besteht darin, eine Kontinuität zur „anderen deutschen Diktatur" zu unterstellen. Schlosser schrieb in einem Aufsatz „Mentale und sprachliche Interferenzen beim Übergang der DDR von der Zentralplanwirtschaft zur Marktwirtschaft", „daß die Prägung der Menschen in Deutschland-Ost durch eine spätestens seit 1936 wirksame zentralistische Planwirtschaft viel länger nachwirken wird als die Geltung einer bestimmten Terminologie" (1992: 45). Dadurch seien „Denk- und Gefühlsmuster" geprägt, die dann auch noch in späteren Vorstellungen und Begriffen zum Ausdruck kommen (er versucht dies an *planen* und *versorgen* zu zeigen). „Ab 1936 galt unter der Leitung von Hermann Göring der erste ‚Vierjahresplan' der deutschen Wirtschaft", dessen „Fortsetzungen" in den Jahresplänen der DDR „mündeten" (ebenda). – Oder Fix hat festgestellt, daß beim Stilwandel zwar verbal etwas Neues vorliegen, nonverbal aber etwas Altes fortwirken könne. Sie hat dies am „Akt der Aufnahme in die Pionierorganisation" untersucht und kommt zu folgendem Ergebnis: „Untersucht man nicht nur den verbalen Anteil an Stil, sondern den gesamten Kommunikationsstil der Schule der DDR, so wird deutlich, daß Kodes aus der Schule des Nationalsozialismus gerade im Bereich der Körpersprache und der visuellen Kodes (Grußgesten, zeremonielle Attribute) beibehalten wurden. Die Betrachtung des verbalen Anteils allein ließe den – falschen – Schluß zu, daß es grundsätzliche Änderungen gegeben habe. Das liegt nahe, wenn der Gruß z.B. nun nicht mehr „Heil Hitler!", sondern „Freundschaft!" lautet. Ein solcher Schluß verbietet sich aber, wenn man die Kontinuität in der Verwendung nonverbaler Kodes erkannt hat." (1992: 150)

Zu den Zukunftsaussichten

Gängige Auffassung ist, daß mit dem Verschwinden der DDR-Realien auch die Wörter für sie verschwinden. Dem steht allerdings entgegen, daß

man über die Realien auch nach ihrem Verschwinden noch sprechen können muß – und sei es mit distanzierenden Zusätzen. Ein anderes Argument für das baldige Verschwinden der Wörter ist, daß Sprecher gewöhnlich dazu neigen, die Sprache mit dem höheren Prestige zu übernehmen. (Dies wurde in der Bilinguismus- und in der Dialektforschung oft bestätigt.) Sprecher passen sich an, wollen nicht als Angehörige einer Minderheit auffallen. Das spielt sicher eine Rolle und kann dazu beitragen, daß Wörter wie *Broiler, Plaste, Kollektiv, Kaufhalle* usw. immer mehr vermieden werden.

Generell aber liegt den Erwartungen, daß Benennungen einfach austauschbar sind, eine stark vereinfachende (wenn nicht sogar weithin unbrauchbare) Auffassung von Sprache zugrunde: Man stellt sie sich als ein System von äußerlichen Mitteln vor, derer man sich zu bestimmten Zwecken bedient. Plausibler ist eine Auffassung, nach der Sprache sehr viel enger mit der sozialen Natur des Menschen verbunden ist. Wörter sind dann vor allem Hinweise auf (Indizes für) Situationen; sie verbinden sich mit erlebten Geschichten, strukturieren unsere Erinnerung. Dann sind sie zumindest nicht mehr beliebig oder folgenlos austauschbar. Und wenn wir uns außerdem vergegenwärtigen, daß der Wirklichkeitsbezug sprachlicher Äußerungen kaum so hergestellt wird, daß Ausdruck für Ausdruck auf eine konventionalisierte Weise auf eine von uns unabhängige Wirklichkeit bezogen wird, sondern eher dadurch, daß interaktiv Vertrautheiten und Verläßlichkeiten hergestellt werden (vgl. Nothdurft 1996), die dann mit der indexikalischen Natur von Wörtern zu tun haben, dann muß die einfache Auswechselbarkeit von Wörtern sehr beschränkt sein oder weitreichende Folgen haben können.

Oder anders: Das Verschwinden von sog. DDR-typischem Wortschatz ist auch an das Verschwinden oder Verblassen von Biographien gebunden. Man kann Sprache nicht aufgeben oder übernehmen wie eine Gesellschaftsordnung. Mit dem Verschwinden der DDR als Staat sind ihre Menschen mit ihrem sozialen Gewordensein noch nicht verschwunden. In westlicher Perspektive sieht das jedoch so aus: Die ostdeutschen Wörter müssen durch westdeutsche Äquivalente ersetzt werden. Sie sind im wiedervereinten Deutschland nicht mehr wichtig, „they are not ‚legitimate' any more: the old norm is ridiculed just like other East German things." (Dittmar 1995: 147) – Dies mag nur als Feststellung, als Beschreibung des

aktuellen Zustandes gemeint sein. Der Zustand aber wird als *selbstverständlich* und *völlig normal* begriffen; die Ostdeutschen haben sich mit ihm abzufinden.

Unterschiede im kommunikativen Verhalten

Wortschatzorientierte Untersuchungen haben – solange man die zugrunde liegenden Denkmodelle nicht allzusehr hinterfragt – den Vorteil einer besonderen Augenfälligkeit: Die Verbreitung und unter Umständen auch das Verschwinden untersuchungsrelevanter Wörter erfolgt in recht kurzen Zeiträumen und ist auch relativ leicht zu beobachten. Hinzu kommt, daß es meist ein öffentliches Interesse an *Wörtern* gibt, so daß Wortschatzbetrachtungen gut zu verkaufen sind. Die Augenfälligkeit verbindet sich jedoch auch leicht mit Vordergründigkeit. Sprechen wird auf den Gebrauch von Wörtern reduziert, was dazu führt, daß die soziale und interaktive Dimension der Kommunikation stark verkürzt wird. Sie wird deutlicher, wenn wir uns nicht nur für einzelne Wörter oder auch Wortfelder interessieren, sondern für komplexere Eigenschaften und Zusammenhänge unseres Sprechens, von der Präsentation und Gliederung des Gesagten durch intonatorische Muster etwa bis zum Rückmeldeverhalten oder anderen Formen des Herstellens oder Aufrechterhaltens von Gesprächskontakt. In den letzten Jahrzehnten hat es zahlreiche Untersuchungen zu Sprachkontakten gegeben, vor allem wenn sie mit Problemen und Konflikten verbunden sind. Dies droht immer dann, wenn es sich um den Kontakt zu anderssprachigen Minderheiten oder zu Gruppen von Einwanderern handelt. Als ein für solche Fragen passendes Konzept ist das der *interkulturellen Kommunikation* entwickelt worden.

Offenbar ist es naheliegend zu sagen, daß auch ost- und westdeutsche Sprecher *unterschiedlichen Kulturen* – jedenfalls unterschiedlichen Kommunikations-Kulturen – angehören oder daß sie wenigstens Momente zweier unterschiedlicher Kulturen verinnerlicht haben, auf die sie immer wieder, auch heute noch, zurückgreifen. Das würde dann heißen, daß in der Kommunikation zwischen Ost- und Westdeutschen, wie auch sonst in der interkulturellen Kommunikation, der Erfolg eines Gesprächs in starkem Maße von rhetorischen und interaktiven Strategien abhängt, mit

denen die Information präsentiert wird (vgl. dazu Gumperz/Roberts 1991). Da diese Strategien – mehr oder weniger – auf Indirektheit und auf metaphorischen Anspielungen beruhen, setzt ihre aktive und passive Beherrschung Hintergrundwissen voraus. Wenn dies jedoch bei den Beteiligten sehr unterschiedlich ist, kann dieselbe Nachricht von verschiedenen Individuen unterschiedlich verstanden werden. Die dabei entstehenden Probleme werden kurzschlüssig den persönlichen Eigenschaften der Sprecher zugeschrieben. Im Ergebnis verläuft die Kommunikation weniger erfolgreich. Ist dies öfter der Fall, kann es zu gegenseitiger Frustration, Entfremdung und pejorativer Stereotypisierung kommen und auf die Dauer zu ernsthaften sozialen Problemen beitragen.

Als Hauptgründe für Mißverständnisse in interkultureller Kommunikation werden angesehen:

- Verschiedene kulturell gebundene Annahmen über die Situation und über angemessenes Verhalten und mögliche Ziele in ihr;
- verschiedene Arten, Information oder ein Argument in einer Konversation zu strukturieren;
- die Verwendung eines unterschiedlichen Potentials unbewußter sprachlicher Konventionen.

Es scheint nun so, als ließen sich auch Mißverständnisse in der deutsch-deutschen Kommunikation vor diesem Hintergrund beschreiben.

Kultur ist für dieses Konzept meist eine Liste von Vorschriften, was in einer gegebenen Gesellschaft getan werden muß oder nicht getan werden darf. Wenn Mitglieder verschiedener Kulturen interagieren, erwarten sie, daß der jeweils andere sich so verhält wie sie selbst; gleichzeitig sind sie selbst aber unfähig, ihr eigenes Verhalten an das der anderen anzupassen (Auer 1996). Deshalb muß interkulturelle Kommunikation zunächst oder jedenfalls häufig fehlschlagen.

An der gängigen Auffassung von *interkultureller Kommunikation* und *Kultur* ist in letzter Zeit wiederholt Kritik geübt worden (vgl. auch dazu Auer 1996). Wichtig sind m. E. vor allem drei Kritikpunkte:

1. Mit dem Bezug auf *Kultur* wird ein Erklärungsrahmen geschaffen, in dem die aktuelle soziale Situation weitgehend ausgeklammert werden kann (Blommaert 1991): Wenn ein Konflikt als *kulturell* begriffen wird, dann ist dies irgendwie unabänderlich und jedenfalls getrennt von sozialen und anderen Konfliktursachen. Die Menschen sind nicht dafür

verantwortlich zu machen, daß sie verschiedenen Kulturen angehören; und sie können auch relativ wenig tun, um den Unterschied auszugleichen. Sie können „ihre" Kultur nicht einfach aufgeben. Menschen können nach ihrer Zugehörigkeit oder Nicht-Zugehörigkeit zu einer Kultur eingeteilt werden. Wenn dies mit der soziolinguistischen Differenzhypothese gekoppelt wird, wird nach Streeck (1995: 430) ein Bild von „mentaler Segregation" suggeriert. Kultur ist dann kein primär frei zugängliches Medium mehr, Erfahrungen gesellschaftlich zu teilen. Und die Wissenschaft vermittele „die Vorstellung, die Individuen in den verschiedenen ethnischen Behältern seien unvergleichlich, ihre mentalen Welten seien inkommensurabel, und dies sei die Essenz von Kultur." (Ebenda) Und damit wird gern eine Rangordnung der Kulturen verbunden: die eine ist überlegen, die andere unterlegen, was für die Erklärung vieler Konflikte ausreichen soll.

Gumperz (1989) hat versucht, diesem Schaffen von Rangordnungen mit seinem Konzept der *Minorisierung* Rechnung zu tragen: Wir hätten es nicht einfach mit einem Mangel an sprachlichem Wissen zu tun oder mit einem Vorurteil bei einem der Teilnehmer. Das Problem liege vielmehr im Versagen der konversationellen Aushandlungsprozesse. Beide Seiten verließen sich auf unterschiedliche *für selbstverständlich gehaltene* rhetorische Strategien. Und in Situationen mit unterschiedlicher Machtverteilung und inter-ethnischer Stigmatisierung würden dann Probleme entstehen, die in anderen Fällen leicht überwindbar wären. Das Ergebnis sei, daß Sprecher einer Minderheiten-Varietät in ihren Begegnungen mit Sprechern der Mehrheits-Varietät auf größere Schwierigkeiten stießen als umgekehrt diese.

Es bleibt aber der Einwand, daß die Berufung auf einen Kultur-Unterschied die Beschreibung – trotz gegenteiliger Beteuerungen – sozial unverbindlich macht. *Störungen* in der Kommunikation werden nur noch *Unterschieden in der Kultur angelastet* (vgl. Sarangi 1994). Oder wie es Shea (1994: 358) ausdrückt: „Erfolgreiche" Kommunikation ist nicht primär eine Sache des vorhandenen oder fehlenden Zusammenpassens, sondern der diskursiven Praktiken, die eine reziproke, ausbalanzierte Teilnahme ermöglichen, so daß unterschiedliche kulturelle „Stile" inkorporiert werden können.

2. Ein zweiter Kritikpunkt betrifft das, was man die *Existenzweise von Kultur* nennen kann. Kultur existiert natürlich in Form einer Menge von (u.a. kommunikativen) Praktiken. Damit diese aber realisiert werden können, müssen die Sprecher etwas in ihren Köpfen haben: ein Wissen über Normen, Bewertungsmaßstäbe für die Praktiken. Was die Sprecher in den Köpfen haben, kann man sich entweder als eine relativ stabile mentale Prägung vorstellen, der die Individuen unterworfen sind, von der sie sich nicht, oder nur mit großer Mühe, lösen können. Oder man kann sich - wohl angemessener - vorstellen, daß die Individuen eine gewisse individuelle Verfügbarkeit über kulturtypische Instrumentarien besitzen, von denen sie *Gebrauch* machen können, um Praktiken auszuwählen oder zu begründen. Individuen können sich solche Instrumentarien aneignen, mehr oder weniger vollständig oder auch bruchstückhaft, auch die Instrumentarien „fremder" Kulturen, ebenso wie sie sich von der „eigenen" Kultur distanzieren können. – Daß divergierende Praktiken verwendet werden, ist eigentlich ein Normalfall. Die ihm zugrunde liegenden unterschiedlichen Erfahrungen und Biographien der Individuen stellen noch kein ernstes Hindernis für die Kommunikation dar, solange sie kommunikativ „angeglichen" werden können, z.B. durch Nachfragen oder Ignorieren oder jedenfalls ein gewisses Maß an Toleranz. Was natürlich für die Kommunizierenden einen Mehraufwand bedeutet. Störungen können immer erst dann auftreten, wenn die Bewertung der Praktiken einseitig ist, wenn keine Aushandlung mehr zustande kommt, wenn der für erfolgreiche Kommunikation erforderliche Mehraufwand ungleich verteilt wird (wie Gumperz in seinen Untersuchungen gezeigt hat). In dieser Perspektive reduziert sich das Gewicht deutsch-deutscher kultureller Unterschiede ganz erheblich. Aber die Unterschiede nehmen eine andere, eine soziale Dimension an.
3. Ein dritter – im Grunde nicht völlig einlösbarer, aber doch zu beachtender – Kritikpunkt ist vornehmlich methodologischer Natur: In welchen Begriffen soll denn eine Kultur beschrieben werden? In ihren eigenen? In denen der „anderen" Kultur? Oder gibt es „neutrale" Begriffe? Es zeigt sich sehr schnell, daß keine neutralen Begriffe gefunden werden können. Und die Begriffe der anderen Kultur zeigen nicht, wie eine Kultur „wirklich" ist, sondern allenfalls, wie sie wahrgenom-

men wird. Genau genommen, müßte man sich auch fragen, wie lange man die eigene Kultur noch „richtig" versteht, wenn man sich aus dem ihr zugrunde liegenden Konsens erst einmal hinausbegibt, und sei es nur zu dem Zweck, sie beobachten zu können. Aber das Dilemma ist eben kaum einlösbar, dennoch sollte es nicht zu leichtfertig abgetan werden.

Trotz dieser zunehmend kritischen Diskussion, die eine Prüfung und Präzisierung der verwendeten Begriffe nahelegte, ist es ein durchaus verbreitetes Denkmuster, die Kommunikation zwischen Ost- und Westdeutschen als *interkulturelle* Kommunikation zu begreifen. So meint z .B. Rost-Roth (1995: 169), daß die besondere politische Situation in Deutschland Gespräche zwischen ‚Ossis' und ‚Wessis' zu einer „interkulturellen Begegnung" mache. Wegen der Unterschiede im Sprachgebrauch würden sich Ossis und Wessis in einem gewissen Ausmaß als Fremde betrachten. Die Beispiele, die sie für die Fremdheit anführt, sind wenig überzeugend oder sogar fragwürdig: *Du* und *Sie* würden in Ost- und Westdeutschland unterschiedlich gebraucht (was sehr viel differenzierter zu sehen wäre); Ostdeutsche tendierten dazu, sich kleiner zu machen, Westdeutsche tendierten zur Arroganz; der(?) Westdeutsche erscheine als ein eloquenter und geübter Sprecher, während der(?) Ostdeutsche sich unbeholfen ausdrücke. – Obwohl dies verbreiteten Klischees entspricht, erklären sich solche Charakterisierungen wohl eher aus *Erfahrungen* des Zusammentreffens in ganz bestimmten Situationen, die zudem noch oft überzeichnet werden, und nicht aus einer *kulturellen* Eigenart von Ost und West.

Dittmar, der zwar nicht von interkultureller Kommunikation spricht, aber eine ähnliche divergierende Geprägtheit der Ost- und der Westsprecher annimmt, vertritt die Meinung, daß es vor allem Unterschiede im Register-Gebrauch und im Register-Umfang sind, die zu Kommunikationsschwierigkeiten zwischen Ost- und West-Berlinern führen. „Cut off from the international leisure scenes and markets of the Western world, ‚*Ossis*' were controlled in their social perceptions and needs, living under a kind of bell-jar of socialist monoculture, and were also constrained by the ‚corset' of a state-run language culture." (1995: 146) Deshalb sei ihr Rollenrepertoire wenig flexibel, wenig darauf vorbereitet, sich an komplexe, marktspezifische Situationen anzupassen, die einen strategischen

Sprachgebrauch erforderten. Ihr Register sei also ziemlich eng (1995: 146f.). Je geringer aber die Register-Kompetenz eines Sprechers ist, desto gleichförmiger ist seine Redeweise, desto schlechter gelingt es ihm, sich auf wechselnde Situationen einzustellen. Nicht-Muttersprachler – das ist eine alte Erfahrung des Fremdsprachenunterrichts – zeichnen sich oft dadurch aus, daß sie zwar gute Wortschatz- und Grammatikkenntnisse besitzen können, aber eben die Register nur ungenügend beherrschen, sie falsch anwenden oder mischen, sich also nicht situationsgemäß ausdrücken. Und dies veranlasse viele Westdeutsche, „to dismiss East German language behaviour as a restricted knowledge of the ‚legitimate' language" (1995: 147).

An anderer Stelle sagt Dittmar über das Sprachverhalten der Ostberliner: „East Berliners are not as talkative in public places as West Berliners; they are much more reserved, cautious (experiences with the former regime); most of them did not experience the important role of formal language as a criterion and presupposition of professional success or failure; most of them were used to low requirements of register variation (as against middle class West-Germans who acquired a communicative competence of coping with different social situations, formal and informal ones, by register change and variation)." (1996: 4) Die bei Ostdeutschen angeblich zu findende geringere Fähigkeit zur Sprachvariation wird durch die Verhältnisse in der DDR erklärt: Die sozialistische Persönlichkeit hatte sich ins Ganze der sozialistischen Gesellschaft harmonisch einzuordnen und in Übereinstimmung mit den Interessen und Zielen der sozialistischen Gesellschaft zu leben (ebenda).

Folgerungen und Interpretationen wie diese und viele ähnliche beruhen selten oder nur zu einem kleinen Teil auf nachprüfbaren Beobachtungen. Eher handelt es sich um Eindrücke, also *perspektivische* Wahrnehmungen, die insbesondere Westdeutsche von der Redeweise der Ostdeutschen haben. Eigene Untersuchungen zu DDR-Zeiten (vgl. etwa Hartung/Schönfeld 1981) haben gezeigt, daß es bei sehr vielen Sprechern ein ausgeprägtes Bedürfnis gab, z. B. zwischen mundartnäheren und mundartferneren Sprachformen (Varietäten) zu wechseln und damit auch Situationen zu schaffen und zu definieren. Allerdings waren solche Wechsel im Unterschied zur alten BRD weniger sozial als vielmehr situativ bewertet, so daß etwa umgangssprachliche Redeweise auch in der Öffentlichkeit

oder im Gespräch mit Ranghöheren keineswegs negativ auffallen mußte. – Vermeintliche Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschen können also auch in einer unterschiedlichen öffentlichen Bewertung der Register-Variation begründet sein (vgl. dazu auch Schönfeld 1996), nicht unbedingt in einer grundsätzlichen Unfähigkeit, die Variation zu realisieren.

Die These, daß der Register-Gebrauch der Bereich sei, in dem sich die sprachliche Angleichung der Ostdeutschen an westliche kommunikative Normen vollzieht, möchte Dittmar (1996) am unterschiedlichen Gebrauch von Partikeln festmachen. Ostdeutsche würden weniger Partikel verwenden, mit denen sie ihre Äußerungen modifizieren oder relativieren können. Sie sagen etwas eher direkt und einfach. Untersucht hat er dies am Gebrauch von *halt* und *eben*. *Halt* ist bei Ostberlinern (wie bei Norddeutschen überhaupt) seltener. Dennoch gibt es m. E. keinen Grund für Dittmars Behauptung, daß *eben(t)* in Ostberlin und Brandenburg bis 1989 „the only valid option" war (14). In meinen Tonband-Aufnahmen aus DDR-Zeiten wird *halt* auch von Jugendlichen in Nord-Brandenburg verwendet, wenn auch relativ selten; und ich habe eine Reihe von Aufnahmen westdeutscher Sprecher, die ausschließlich *eben* verwenden. Die Unterschiede im Gebrauch scheinen also nicht unbedingt einen Ost-West-Unterschied zu markieren. Weil sie das aber sollen – vgl. die These vom Unterschied in der Register-Kompetenz – und weil die Fähigkeit zum wechselnden Gebrauch beider Partikeln als kommunikativer Vorteil, als Überlegenheit im Register-Umfang gewertet werden soll, wird ihnen auch ein unterschiedlicher Ausdruckswert zugeschrieben: *Halt* sei freundlicher, höflicher, entgegenkommender, während *eben* bestimmter ist und oft Resignation ausdrückt; es sei ein „social discourse marker" (15).

In einem Projekt der Universität Hamburg werden Bewerbungsgespräche (*job interviews*) untersucht. Zu diesem Zweck wurden die entsprechenden Rollenspiele, die Teil eines Trainings-Programms für arbeitslose ostdeutsche Akademiker waren, aufgezeichnet und analysiert. Die Grundthese des Projekts ist, daß die besondere Gattung des job interviews eng mit dem westlichen Wirtschaftsdiskurs verbunden ist und in der DDR weitgehend unbekannt war. Deshalb sei diese Kommunikationsform für die Suche nach sprachlichen Veränderungen und Anpassungen der Sprecher besonders interessant. Jedenfalls reflektiere das kommunikative Verhalten der ostdeutschen Teilnehmer einen Zusammenstoß oder mindestens

eine Inkongruenz der Forderungen des westlichen Gesprächstyps, der den Ostdeutschen nur teilweise bekannt ist, mit den kommunikativen Ressourcen, die den Ostdeutschen auf Grund ihrer Zugehörigkeit zur ostdeutschen kommunikativen Kultur zur Verfügung stehen (Auer 1996). Hauptzweck des job interviews sei die Selbst-Präsentation. Das typische westliche job interview sei egalitär organisiert. Hierarchien werden heruntergespielt, Machtverhältnisse verborgen. Dennoch gibt es eine scharfe Asymmetrie zwischen den beiden Parteien. Immer, wenn ein Bewerber aktiv wird, ist er Gegenstand von Bewertung. Auf der Oberfläche dominierten aber freundliche Kommunikation oder der Informationsaustausch zwischen Gleichen. Die Asymmetrie werde dadurch verstärkt, daß die Bewertungen gewöhnlich nicht explizit gemacht werden. Deshalb haben die Bewerber zahlreiche widersprechende Wahlen zu treffen und müssen einen Kompromiß zwischen den Alternativen finden. Und dabei finden die Ostdeutschen andere Lösungen als die Westdeutschen. (Ebenda)

Birkner/Kern (1996), die an dem Projekt beteiligt sind, sprechen davon, daß die Bewerbungsgespräche für Ostdeutsche in mehrfacher Hinsicht eine „interkulturelle Kontaktsituation" darstellen (55). In den Rollenspielen haben sie verschiedene Phänomene gefunden, von denen sie meinen, daß sie „westdeutschen Ohren" untypisch erscheinen würden. In der hier erwähnten Arbeit sind dies insbesondere bestimmte Wiederholungsstrukturen, also Wiederholungen von Elementen einer Äußerung und die Variierung anderer Elemente, etwa des Typs *ich habe in der Freizeit mich <u>ständig und fortwährend</u> mit den Problemen des Umweltschutzes beschäftigt*. Solche Wiederholungsmuster würden „an sprachliche Routinen aus der Staats- und Parteisprache der DDR erinnern." (58)

Wort-Wiederholungen dieser Art sind auch von anderen festgestellt worden. Sie sind in der Tat eine sprachliche Besonderheit, die für manche DDR-Texte typisch, aber nicht auf sie beschränkt ist. Im Grunde handelt es sich nicht schlechthin um Wiederholungen, sondern um die Bildung von Wortpaaren. Mit deren Hilfe kann u.a. Pathos erzeugt werden. Wortpaare können den Inhalt gliedern, z. B. Entgegengesetztes oder Zusammengehöriges miteinander verbinden (*Forschung und Lehre, Sprache und Gesellschaft*). Mitunter ist aber nicht sofort ein Inhalt erkennbar, der gegliedert werden könnte. Das Auseinandernehmen und Entfalten von thematischen Punkten kann dann als ein Aufblähen oder eben als das

Erzeugen von *leerem* Pathos verstanden werden. Man könnte in dieser Aufgliederung von Inhalt aber auch einen (vielleicht übertriebenen und fälschlicherweise für „wissenschaftlich" gehaltenen) Hang zur Genauigkeit und zur ständigen Präzisierung sehen. Vgl. etwa folgende Beispiele aus offiziellen DDR-Dokumenten: *die konkreten Gegebenheiten und Erfordernisse, Tatkraft und Initiative der Werktätigen, vielseitige und interessante Freizeit, Klima der Offenheit und Ehrlichkeit, weitere Ausarbeitung und Präzisierung, entwickeln und entfalten, Rückschläge und Irrtümer, Traditionen sind bewahrt und lebendig, ausbauen und stärken, fortsetzen und intensivieren.*

Birkner/Kern geben für diese, wie sie es sehen, Anleihen der Ostsprecher bei der Staats- und Parteisprache der DDR folgende Erklärung: Die Sprecher seien in einer besonderen kommunikativen Notlage. Sie müssen einem Aktivitätstyp gerecht werden, den sie nicht genau kennen, über den sie aber bestimmte Vermutungen haben. Dazu greifen sie auf Mittel zurück, die sie aus der Staats- und Parteisprache kennen. Das seien einmal „negative Höflichkeit" und Zurückhaltung sowie zum andern eine formellere, eher schriftsprachlichen Normen (Nominalisierungen, komplexe Syntax u.ä.) entsprechende Redeweise (64). In diesem Kontext würden nun die Ostdeutschen auch die Wiederholungen einsetzen. Der Rückgriff sei „eine Notlösung ..., da andere rhetorische Mittel den ostdeutschen Sprecherinnen und Sprechern nicht (oder noch nicht) zur Verfügung stehen." (71) Zumal sich die Ostdeutschen allgemein an schriftsprachlichen Normen orientieren würden.

Auer (1996) hat auf der Basis der analysierten Rollenspiele eine Reihe von Besonderheiten zusammengestellt, die ostdeutsche Sprecher von westdeutschen unterscheiden würden. Ein erstes wesentliches Unterscheidungsmerkmal ist für ihn der *entpersönlichte Stil* der Ostdeutschen. Sie vermeiden die Personalpronomen *ich/du*, die gerade für die Gesprächssprache typisch sind. Zu diesem Zweck setzen sie verschiedene grammatische Strategien ein:

- Statt auf sich selbst oder den andern mit Personalpronomen Bezug zu nehmen, werden die jeweils ausgeübten sozialen Rollen oder die vertretenen Institutionen genannt.
- Es werden Modalausdrücke verwendet, die den Sprecher als Person präsentieren, die etwas tun *muß*, etwas, das nicht eigener

Wille, sondern Pflicht ist: etwas *ist zu tun, muß getan werden, ist Aufgabe.*

- Anstatt einfach *ja* zu sagen, wird geantwortet: *es besteht Bereitschaft meinerseits.* Damit kann ebenfalls das Personalpronomen vermieden werden.
- Manchmal wird *ich* in einer Weise weggelassen, die auch für die gesprochene Sprache nicht akzeptabel sei: *also in meiner Freizeit koch ich und back ich sehr gerne – als Hobbys noch Modelleisenbahn.*

Ein zweites stilistisches Merkmal, in dem sich Ost- und West-Sprecher unterscheiden, sei ihre Förmlichkeit, ein Grad von syntaktischer Komplexität, der für die gesprochene Sprache ungewöhnlich ist, syntaktische Einbettungen, viele Nominalisierungen und ein abstrakter Wortschatz. Auffallend sei auch die Vermeidung einfacher Verben und der Gebrauch von sog. Funktionsverben.

Die soziale Bedeutung dieses Stils erklärt Auer (1996) so: Zuerst könne man denken, die Ostdeutschen begriffen das job interview als eine besonders „formale" Situation, in der eine „formale" Grammatik und ein entsprechender Wortschatz angemessen sind. Das sei aber eine zu einfache Erklärung. Vielmehr sei der Sprachstil der Ostdeutschen einem ideologischen Wert geschuldet, mit dem er beladen ist; denn er schafft so etwas wie „Ostheit" (east-ness), indem der offizielle Jargon der DDR zitiert wird, wie er in Verlautbarungen offizieller Repräsentanten gebraucht wurde. Zumal die formalen Mittel in den job interviews zusammen mit weiteren (angeblichen) Merkmalen des offiziellen DDR-Kommunikationsstils vorkommen:

- Keine Rückmeldesignale. Sehr lange Redebeiträge. Wenig gleichzeitiges Sprechen.
- Extreme Selbstkontrolle, dadurch langsame Redeweise, sorgfältige Artikulation, wenig gefüllte Pausen.
- Die Sprecher drücken sich sehr indirekt und manchmal außerordentlich vage aus. Es gibt Anspielungen, die aber nicht explizit gemacht werden. Für einen westlichen Teilnehmer werden sie nicht hinreichend erklärt, er muß nach einer Klärung fragen.

Wenn die Sprecher „zitieren", würden sie sich damit nicht die Autorität des alten Staates borgen. Sie zitierten sehr selektiv und distanzierten sich damit selbst vom DDR-Jargon. Die Botschaft sei: Obwohl der DDR-

Jargon als Annäherung an eine westliche Gesprächsgattung zitiert (aber nicht verwendet) wird, sind die Sprecher mit diesem Jargon nicht völlig vertraut, was heißt, daß er kein integraler Bestandteil ihrer Vergangenheit gewesen ist. Ebenso finde sich auch eine vorsichtige und nachgiebige Redeweise, die nicht für die ostdeutsche Macht-elite charakteristisch gewesen sei, sondern für ihre gehorsamen Untertanen. Dieser Stil zeichne sich durch einen hohen Grad „negativer Höflichkeit" aus, die sich mit der Förmlichkeit ganz harmonisch mische. So könne man schließen, daß das, was beabsichtigt ist, die ideologisch „unschuldige" Zitierung aus einem Diskurs ist, der objektiv nicht „unschuldig" ist. (Ebenda)

Uns ist aufgefallen (Shethar/Hartung, erscheint), daß Auers Beschreibung der sprachlichen Besonderheiten Ostdeutscher eine erstaunliche Ähnlichkeit mit den Ergebnissen einer Untersuchung von Gumperz/Roberts (1991) hat, die das sprachliche Verhalten von Asiaten in Großbritannien untersucht haben. Ostdeutschen und Asiaten ist u.a. dies gemeinsam: unpersönlicher Stil, häufiger Gebrauch des Passivs, Sprecher präsentieren sich als „Opfer der Umstände", indirekte und vage Ausdrucksweise, vorsichtige und nachgiebige Redeweise, wenig Rückmeldesignale. Ostdeutsche in Deutschland verhalten sich sprachlich also ähnlich wie Asiaten in Großbritannien! Wir sehen darin den besten Beweis dafür, daß solche Charakterisisierungen in der Tat nicht „kulturell" sind. Eher handelt es sich um strategische diskursive Reaktionen, mit denen sich abhängige und unterlegene Sprecher gegenüber ebenfalls kultur-übergreifenden dominanten diskursiven Praktiken zu behaupten versuchen.

Wir haben in mehreren empirischen Untersuchungen gezeigt (vgl. Shethar/Hartung erscheint.), wie schwer es für Ostsprecher sein kann, die Autorität ihrer persönlichen Erfahrung in ein Gespräch einzubringen, wenn diese Erfahrung mit einer ausdrücklich so markierten DDR-Biographie verbunden ist. Westsprecher können dann Schwierigkeiten haben, mit dieser Erfahrung unvoreingenommen umzugehen. Unser Material dafür waren Aufnahmen aus Rundfunksendungen, in denen die Hörer aufgefordert waren, sich durch Anrufe in eine Experten-Runde einzumischen. Und wir haben gezeigt, welcher rhetorischen Verfahren sich Ostsprecher bedienen, um untereinander und vor „westdeutschen Ohren" den Eindruck zu vermeiden, „jammernde Ossis" zu sein. Die Materialbasis dafür waren Interviews mit einer Gruppe von „Umschülern" im mittleren Alter über

ihre Lebensumstände. In beiden Untersuchungen zeigte sich ein nicht unbeachtliches kommunikatives Geschick der Sprecher, bis hin zur Ironie, und ein spürbares Selbstbewußtsein.

Auer spricht vom „interkulturellen Diskurs ohne interkulturelle Kommunikation", damit wohl die Andersartigkeit deutsch-deutscher Begegnungen meinend. Dennoch bleibt die Frage, ob das Heranziehen des Kultur-Begriffs hier besonders zweckmäßig ist. Es mag belanglos erscheinen, wie man etwas benennt. Oft genug ist es das sicher auch. Und manchen Öffentlichkeiten mag es entgegenkommen, wenn der Fortbestand einer *kulturellen* Teilung der Deutschen postuliert oder bestätigt wird. Dafür ist aber ein Preis zu zahlen. Und der schließt die Zementierung der Ost-West-Teilung ein.

Natürlich gibt es eine Reihe von Unterschieden zwischen Ost- und Westdeutschen, auch sprachliche. Soweit sie nicht einfach regional sind, hängen sie *auch* mit biographischen Erfahrungen in jeweils bestimmten Umgebungen zusammen, alten wie neuen. Erfahrungen bleiben auch dann noch lebendig, wenn sich die Umgebungen verändern und neue Erfahrungen dazukommen. Wie weit diese oder jene aktuelles Verhalten bestimmen, hängt sicher von vielem ab, nicht zuletzt von wechselnden Motivationen, sich anzupassen, sich zu behaupten oder sich durchzusetzen. Normalerweise verfügen Menschen, wenn es um sprachliche Routinen und Praktiken geht, über ein beträchtliches Anpassungs- und Tolerierungspotential, in bezug auf eigenes wie auf fremdes Verhalten. Sie sollten sich also auch bemühen, von diesem Potential Gebrauch zu machen. Schwierigkeiten in der Kommunikation entstehen gerade dann, wenn die Bereitschaft zu diesem Gebrauch-Machen schwindet oder gar nicht erst vorhanden ist. Mehr noch: wenn Unterschiede negativ bewertet werden oder eine kulturelle Unterlegenheit behauptet wird. Wir haben jedenfalls in unseren Untersuchungen u.a. über das „Ostjammern" viele Verhaltensweisen gefunden, die besser auf die sozialen Machtverhältnisse in einer aktuellen Situation zu beziehen sind als auf Unterschiede in der Kultur.

Literatur:

Auer, Peter (1996): Intercultural Discourse without Intercultural Communication: A Preliminary Investigation of Role-Played Job Interviews in East-Germany. – In: A. di Luzio (Hrsg.), Akten des Deutsch/Italienischen Kolloquiums zu Interkultureller Kommunikation. Villa Vigoni, Herbst 1994.

Birkner, Karin/Kern, Friederike (1996): Deutsch-deutsche Reparaturversuche. Alltagsrhetorische Gestaltungsverfahren ostdeutscher Sprecherinnen und Sprecher im westdeutschen Aktivitätstyp „Bewerbungsgespräch". – In: GAL-Bulletin 25, 53–76.

Blommaert, Jan (1991): How much culture is there in intercultural communication? – In: Jan Blommaert/Jef Verschueren (eds.), The Pragmatics of Intercultural and International Communication. Amsterdam/Philadelphia, 13–31.

Dittmar, Norbert (1995): Theories of Sociolinguistic Variation in the German Context. – In: Patrick Stevenson (ed.), The German Language and the Real World. Sociolinguistic, Cultural, and Pragmatic Perspectives on Contemporary German. Oxford, 135–167.

Dittmar, Norbert (1996): The modal particles ‚halt' and ‚eben' as indicators of register change in the Berlin speech community after the fall of the wall. Publikation der FU Berlin.

Fix, Ulla (1992): Stil als komplexes Zeichen im Wandel – Überlegungen zu einem erweiterten Stilbegriff. – In: Bernd Spillner (Hrsg.), Wirtschaft und Sprache (FAL, Bd. 23), 149–151

Good, Colin (1995): Sprache im totalitären Staat: Der Fall DDR. In: Ruth Reiher (Hrsg.), Sprache im Konflikt. Zur Rolle der Sprache in sozialen, politischen und militärischen Auseinandersetzungen. Berlin, New York, S. 263–276.

Gumperz, John (1989): Linguistic and Social Characteristics of Minorization/Majorisation in Verbal Interaction.

Gumperz, John/Roberts, Celia (1991): Understanding in Intercultural Encounters. – In: Jan Blommaert/Jef Verschueren (eds.), The Pragmatics of Intercultural and International Communication. Amsterdam/Philadelphia, 51–90.

Hartung, Wolfdietrich/Schönfeld, Helmut (1981) (Leiter des Autorenkollektivs): Kommunikation und Sprachvariation. Berlin.

Hellmann, Manfred W. (1989): Die doppelte Wende – Zur Verbindung von Sprache, Sprachwissenschaft und zeitgebundener politischer Bewertung am Beispiel deutsch-deutscher Sprachdifferenzierung. In: Josef Klein (Hrsg.), Politische Semantik. Opladen, 297–326.

Lätzer, Rüdiger (1997): Neues von und über Deutsch-Ost und -West. Bemerkungen zu neuen Materialien und Beiträgen in einer andauernden Debatte. – In: Zeitschrift für Germanistik VII, 1, 132–139.

Nothdurft, Werner (1996): Schlüsselwörter. Zur rhetorischen Herstellung von Wirklichkeit.– In: Werner Kallmeyer (Hrsg.), Gesprächsrhetorik. Rhetorische Verfahren im Gesprächsprozeß. Tübingen, 351–418.

Ruth Reiher/Rüdiger Lätzer (1996): (Hrsg.), Von „Buschzulage" und „Ossinachweis". Ost-West-Deutsch in der Diskussion. Berlin.

Rost-Roth, Martina (1995): Language in Intercultural Communication. – In: Patrick Stevenson (ed.), The German Language and the Real World. Sociolinguistic, Cultural, and Pragmatic Perspectives on Contemporary German. Oxford, 169–204.

Sarangi, Srikant (1994): Intercultural or not? Beyond celebration of cultural differences in miscommunication analysis. – In: Pragmatics vol. 4, No.3, (=SPECIAL ISSUE:

Critical perspectives on intercultural communication, ed. by Michael Meeuwes), 409–427.

Shea, David P. (1994): Perspective and production: structuring conversational participation across cultural borders. – In: Pragmatics 4.3, 357–389

Schlosser, Horst Dieter (1992): Mentale und sprachliche Interferenzen beim Übergang der DDR von der Zentralplanwirtschaft zur Marktwirtschaft. – In: Klaus Welke/Wolfgang W. Sauer/Helmut Glück (Hrsg.), Die deutsche Sprache nach der Wende. Hildesheim, Zürich, New York, 43–58.

Schönfeld, Helmut (1996): Heimatsprache, Proletendeutsch, Ossi-Sprache oder? Bewertung und Akzeptanz des Berlinischen. – In: Ruth Reiher/Rüdiger Läzer (Hrsg.), Von „Buschzulage" und „Ossinachweis". Ost-West-Deutsch in der Diskussion. Berlin, 70–93.

Schroeter, Sabina (1994): Die Sprache der DDR im Spiegel ihrer Literatur. Studien zum DDR-typischen Wortschatz. Berlin.

Shethar, Alissa/Hartung, Wolfdietrich (erscheint): Was ist „Ostjammer" wirklich? Diskurs-Ideologie und die Konstruktion deutsch-deutscher Interkulturalität. – Erscheint in: Ruth Reiher (Hrsg.), Sprache als Mittel von Identifikation und Distanzierung.

Streeck, Jürgen (1995): Ethnomethodologische Indifferenz im Ost-West Verhältnis. In: Marek Czyzewski/Elisabeth Gülich/Heiko Hausendorf/Maria Kastner (Hrsg.), Nationale Selbst- und Fremdbilder im Gespräch. Opladen, 430–436.

Teubert, Wolfgang (1996): Zum politisch-gesellschaftlichen Diskurs im Postsozialismus. – In: Ruth Reiher/Rüdiger Läzer (Hrsg.), Von „Buschzulage" und „Ossinachweis". Ost-West-Deutsch in der Diskussion. Berlin, 286–318.

Ronald Lötzsch

Die Sorben als nationale Minderheit in Deutschland*

Die Beschäftigung mit Geschichte, Kultur und Sprache der drei ursprünglich kompakt siedelnden autochthonen nationalen Minderheiten in Deutschland, der Dänen und Nordfriesen in Südschleswig sowie der Sorben in Ostsachsen und Südbrandenburg, vermittelt wertvolle historische, soziologische und soziolinguistische Erkenntnisse.

In besonderem Maße gilt das für die Sorben, weil es hier um die Beziehungen zwischen einem germanischen und einem slawischen Ethnos geht.

An sich wäre auf eine ganze Reihe von Fragen näher einzugehen, die einem immer wieder gestellt werden. Insbesondere gilt dies für die folgenden:

1. Wie war es überhaupt möglich, daß die Sorben als slawische Minderheit in deutscher Umgebung trotz deutscher politischer und wirtschaftlicher Dominanz ihre Identität als eigenständiges Ethnos bewahren konnten?
2. Welchen Status besitzt diese Minderheit? Worin besteht die Spezifik ihrer Ethnogenese?
3. Welchen Status besitzt ihre Sprache? Sprechen die Sorben eine oder mehrere Sprachen?
4. Welche Auswirkungen hatte die mehrhundertjährige partielle und seit mehreren Jahrzehnten vollständige Zweisprachigkeit der Sorben auf ihre Sprache?

Jede von diesen Fragen könnte uns viele Stunden beschäftigen. Ich bin mir bewußt, daß eine auch nur einigermaßen befriedigende Behandlung in zwei Stunden völlig unmöglich wäre. Deshalb werde ich mich auf die erste Frage beschränken und einige Bemerkungen zur zweiten machen. Die Erörterung der ebenfalls ungemein interessanten soziolinguistischen Problematik muß einer späteren Veranstaltung vorbehalten bleiben.

---

* Vortrag, gehalten vor der Klasse Sozial- und Geisteswissenschaften der Leibniz-Sozietät am 19. September 1996

I

Noch vor 1000 Jahren war bekanntlich das ganze spätere Ostdeutschland, das Gebiet östlich von Elbe und Saale, von den Mittelgebirgen bis zur Ostsee durchweg slawisch besiedelt.

Während der sog. „Großen Völkerwanderung" waren die vorher hier siedelnden germanischen Stämme (Langobarden, Semnonen, an der Oder auch Burgunder) bis auf geringe Reste nach Süden bzw. Südosten abgezogen. Im Verlaufe des 6. Jahrhundert rückten in dieses Gebiet vom Osten und Süden her (durch das Elbtal) Slawen ein. Die neue Bevölkerung gliederte sich in zahlreiche größere oder kleinere Stämme und Stammesverbände.

Das Siedlungsgebiet des in den Quellen *Surbi, Surabi, Sorabi* oder ähnlich genannten slawischen Stammesverbandes befand sich ursprünglich zwischen mittlerer Saale und Mulde. Sein Name ist identisch mit dem der Serben. Manche Namenkundler[1] bestreiten dies zwar. Ich sehe in der Namensgleichheit jedoch ein Indiz dafür, daß sich eine urslawische Stammesgruppe bei der Auswanderung aus der vermutlich nördlich der Karpaten gelegenen slawischen Urheimat spaltete. Ein Teil wurde schließlich im heutigen Thüringen und Sachsen seßhaft, ein anderer südlich der Donau.[2]

Östlich von den Sorben, zwischen Mulde und Elbe, siedelte der Stamm der *Daleminzer*, der wahrscheinlich ebenfalls noch zu diesem Stammesverband gehörte.[3]

---

1 Z. B. Ernst Eichler und Theodolius Witkowski in Joachim Herrmann (Hrsg.), Die Slawen in Deutschland, Berlin, 1985, S. 12.

2 Ähnliches dürfte auch auf die Stammesgruppe zutreffen, deren Namen die heutigen Kroaten tragen. Dieser Name findet sich auch im Ortsnamen Korbetha bei Merseburg, in (Groß-, Klein-) Korbetha bei Weißenfels. Auch der Name des Ortes Karft bei Zarrentin in Mecklenburg wird mit diesem Ethnonym in Verbindung gebracht.
Von besonderem Interesse ist in diesem Zusammenhang der Name der Obodriten, der u. a. als ‚die an der Oder Wohnenden' interpretiert wird. In historischer Zeit siedelte dieser Stammesverband in Mecklenburg und Ostholstein. Der sog. Bayerische Geograph, der um die Mitte des 9. Jahrhunderts schrieb, nennt diese Gruppe Nortabtrezi im Gegensatz zu den ins Donaugebiet verschlagenen Osterabtrezi.

3 Herrmann, op. cit. S. 26: „Die sorbischen Kernstämme waren die Colodici, die Siusler und die Daleminzer."

Noch weiter östlich, in der heutigen Oberlausitz, befand sich das in den Quellen „terra milska" genannte Siedlungsgebiet der „Milzener". Die slawische Eigenbezeichnung dieses Stammes lautete vermutlich *milčane*. Ihre Bedeutung ist unklar.

Nördlich von den Milzenern, durch einen breiten Streifen unbewohnten Waldgebietes von ihnen getrennt, siedelten die „Lusizi" oder „Lusizani". Ihr Name ist von slawisch *lužica* ‚Sumpfgebiet' abgeleitet, lautete sicher *lužičane* und bedeutete ‚Sumpfbewohner'. Er bezeichnete also die Bevölkerung der sumpfigen Gebiete an der mittleren Spree.

Der ursprünglich auf die heutige Niederlausitz beschränkte Landschaftsname Lausitz ist die gesetzmäßige phonetische Weiterentwicklung des slawischen *lužica* nach seiner Entlehnung ins Deutsche.

Die genannten westslawischen Stämme sowie einige kleinere, die in den Quellen eine untergeordnete Rolle spielten, besiedelten ein Gebiet, das im Westen von der Saale, im Osten von Queis und Bober, im Süden von den Mittelgebirgen und im Norden von einem breiten Waldgürtel begrenzt wurde, dessen Hauptteil der Fläming bildete.

Alle diese Stämme waren sprachlich eng verwandt, so daß man von einer „altsorbischen" Stammesgruppe sprechen könnte, politisch aber waren sie durchaus selbständig.

An dieser Stelle sei mir ein kurzer Exkurs zu den später germanisierten Verwandten der Sorben gestattet.

Auch die Dialekte, die von den nördlich der genannten Waldzone bis zur Ostsee siedelnden westslawischen Stämmen gesprochen wurden, unterschieden sich nur unwesentlich voneinander sowie von denen ihrer „altsorbischen" Verwandten zwischen Saale und Queis/Bober.

In einigen Merkmalen standen sie den Dialekten näher, aus denen später das Polnische entstand und mit denen sie von der Sprachwissenschaft als die sogenannte *lechische* Dialektgruppe des Westslawischen zusammengefaßt werden.

Hinsichtlich anderer Merkmale bildet die „altsorbische" Dialektgruppe den Übergang zu den südwestslawischen Dialekten, aus denen später das Tschechische und Slowakische hervorgegangen sind.

Die meisten der westlechichen Dialekte starben bereits im 13. und 14. Jahrhundert aus. Nach der gewaltsamen Beseitigung der politischen Unabhängigkeit ihrer Sprecher und ihrer mit der Christianisierung verbunde-

nen Eingliederung in den deutschen Feudalstaat mußten diese auch ihre Muttersprache aufgeben. Auf Rügen, das seine Unabhängigkeit als selbständiges slawisches Fürstentum am längsten behaupten konnte, soll nach dem Zeugnis des niederdeutschen Chronisten Thomas Kantzow[4] die letzte des Slawischen noch mächtige Frau bereits im Jahre 1404 gestorben sein. In der Altmark hielt sich das westlechische Slawische stellenweise bis ins 17. Jahrhundert.

Am längsten aber überlebte es im sog. hannoverschen Wendland, im Gebiet des heutigen Kreises Lüchow-Dannenberg westlich der Elbe. Hier starb es erst gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts aus, und unter seinen letzten Sprechern waren noch einige, die Aufzeichnungen in ihrer Muttersprache hinterließen. Auf diese Weise verfügt die Slawistik über einige zusammenhängende Texte in dieser für die Wissenschaft ungemein wichtigen Sprache. Ansonsten kann über das westlechische Slawische nur anhand von Namen geurteilt werden. Es handelt sich dabei um in mittelalterlichen Quellen überlieferte Personen- und sonstige Namen bzw. auch um bis heute erhaltene Orts-, Flur- und Gewässernamen.

Von besonderem Interesse ist die Frage, wieso gerade die nächsten Verwandten der slawischen Stämme, die als erste ihre Unabhängigkeit verloren, bis zum heutigen Tage als eigenständige Nationalität überleben konnten.

Der fränkische Chronist Fredegar berichtete, daß sich die Sorben unter ihrem Fürsten Derwan 631 dem mährischen Reich des Samo angeschlossen hätten. Und er fügt hinzu, diese Sorben hätten „seit alters" zum Frankenreich gehört.

Die Merowinger waren in erster Linie um die Eingliederung germanischer Stammesgruppen, der Alemannen, Burgunder, Baiern, Thüringer und Sachsen, in ihren Staat bemüht.[5]

Zu den Slawen östlich von Saale und Böhmerwald stellten sie vorerst ein freundschaftliches Verhältnis her. Teile des sorbischen Siedlungsgebietes gerieten so zunehmend unter fränkischen Einfluß und wurden zum fränkischen Reich gerechnet. Da den Merowingern infolge ihrer

---

4 Pomerania. Eine pommersche Chronik aus dem 16. Jh., Hg. G. Gaebel, Stettin 1908.

5 Bruno Krüger (Hrsg.), Die Germanen Bd. 2, Berlin 1983, S. 439–442.

inneren Rivalitäten die Oberherrschaft über die Sachsen wieder entglitt, wurde deren erneute Unterwerfung zum vorrangigen Ziel der Karolinger. Erst gegen das Ende des 8. Jahrhunderts wandten sie sich wieder verstärkt der Expansion jenseits von Saale und Elbe zu. Dabei waren sie bemüht, vorhandene Widersprüche und Rivalitäten zwischen den slawischen Stämmen und Stammesverbänden auszunutzen. Als Karl der Große z. B. 789 gegen den Wilzenkönig Dragowit vorging, wurde er nicht nur von sächsischen und friesischen, sondern auch von obodritischen und sorbischen Hilfstruppen unterstützt. Insbesondere in seinem jahrzehntelangen Krieg gegen die Sachsen konnte sich Karl immer wieder auf das Bündnis mit deren slawischen Nachbarn, den Obodriten, stützen.

Die Sorben hatten 806 in ihrem Bestreben, sich von der fränkischen Vorherrschaft freizumachen, gegen Karl eine schwere Niederlage erlitten. Nach seinem Tode lehnten sie sich erneut auf, so daß die fränkischen Reichsannalen 816 empört von „Gehorsamsverweigerung" und „vermessenem Aufruhr" berichteten. Karls Nachfolger, Kaiser Ludwig der Fromme, ließ ihre Burgen zerstören und zwang sie so zur Unterwerfung. Die inneren Wirren im Frankenreich erlaubten es den Nachfolgern Karls des Großen jedoch nicht, ihre Expansionsabsichten gegenüber den Slawen rigoros durchzusetzen. Insbesondere Ludwig der Fromme mußte sich im wesentlichen darauf beschränken, die bei Obodriten, Wilzen und Sorben enstandene eigene fürstliche Herrschaft zu bestätigen. In den Jahren 830 und 839 kam es sogar wieder zu großen Aufständen der Slawen gegen die fränkische Vorherrschaft. In der Slawenpolitik des ersten ostfränkischen Königs, Ludwigs des Deutschen, spielte der nordöstliche Grenzabschnitt eine eher untergeordnete Rolle. Doch auch er mußte gegen die Obodriten und Sorben mehrere Feldzüge unternehmen, um seine Macht in diesen Gebieten behaupten zu können. Denn die Sorben hatten eine Erhebung Ludwigs gegen seinen Vater ausgenutzt, um die fränkische Herrschaft abzuschütteln. Ludwig hatte sich sogar vor dem Angriff des Kaisers auf sorbisches Gebiet zurückziehen und sich freien Durchzug nach Bayern erkaufen müssen. Erst 851 unternahm er einen größeren Feldzug gegen die Sorben, die mehrfach plündernd in sächsisches und thüringisches Gebiet eingefallen waren. Im Jahre 856 gelang es ihm schließlich, die Daleminzer zu unterwerfen. Er konnte sich dabei auch auf einige sorbi-

sche Fürsten stützen. Doch schon zwei Jahre später beseitigten frankenfeindliche Sorben den Ludwig „treugesinnten" Herzog Ciscibor.

Auch die Sorben erhoben sich im Verlauf des 9. Jh. noch mehrmals. So 880, als die Normannen in Sachsen eindrangen und ein sächsisches Heer vernichtend schlugen.

Auf die innere Verfassung der sorbischen Stämme hatte die fränkische Herrschaft keinen Einfluß.

Dies änderte sich entscheidend im 10. Jahrhundert.

Die slawischen Stämme zwischen Elbe und Oder sahen sich nun im Westen dem frühfeudalen deutschen Staat und im Osten und Süden den sich ebenfalls entwickelnden frühfeudalen Staaten von Polen und Tschechen gegenüber. In wechselvollem Miteinander oder Gegeneinander versuchten alle diese Mächte, die noch freien Slawen ihren Staaten und Kirchenorganisationen einzuverleiben.

Der zum deutschen König gewählte Sachsenherzog Heinrich I. unterwarf 932 von der 929 auf dem Gebiet der Daleminzer gegründeten Burg Meißen aus die Milzener. Außerdem unternahm er einen Feldzug gegen die Lusizer. Heinrichs Sohn und Nachfolger Otto I. gründete zur Festigung seiner Herrschaft über slawische Stämme neben der Einrichtung von Grenzmarken im Jahre 948 die Missionsbistümer Brandenburg und Havelberg.

Die Siedlungsgebiete der Sorben an Saale und Elbe waren seit Heinrichs I. Eroberungen fest in deutscher Hand. Ihre Eingliederung in den deutschen Feudalstaat war inzwischen bereits soweit fortgeschritten, daß sie sich am großen Slawenaufstand von 983, der den lechischen Stammesverbänden der Obodriten, Lutizen und Heveller für weitere 150 Jahre die Unabhängigkeit sicherte, nicht mehr beteiligten.

Lusizer und Milzener waren dagegen vorerst noch politisch unabhängig geblieben. Die Lusizer wurden 963 unterworfen. Das Stammesgebiet der Milzener bildete noch bis 990 eine selbständige politische Einheit zwischen der Mark Meißen und dem frühfeudalen polnischen Staat.

Doch wenige Jahre später gelang es dem Meißnischen Markgrafen Ekkehard I., auch diesen Stamm zu unterwerfen. Ab 995 mußten die Milzener den Zehnten an das Bistum Meißen zahlen.

Im Jahre 1003 erhoben sie sich ein letztes Mal gegen die deutsche Herrschaft.

Danach gerieten Milzener und Lusizer in die jahrzehntelangen Auseinandersetzungen zwischen dem deutschen Kaiser Heinrich II. („dem Heiligen") und dem Polenherzog Boleslaw Chrobry („dem Kühnen").[6] Dieser konnte seine Herrschaft über die Lausitz und das Milzenerland errichten, die u. a. im Frieden von Bautzen 1018 ausdrücklich bestätigt wurde, und bis zu seinem Tode behaupten. Erst sein Sohn Mieszko II. mußte 1031 auf diese Gebiete verzichten.

Auf die weitere Entwicklung der Vorfahren der heutigen Sorben wird diese Episode sich kaum ausgewirkt haben. Trotz der nahen sprachlichen Verwandtschaft, die die polnischen Eroberer im Gegensatz zu ihren deutschen Konkurrenten auszeichnete, war deren Vorgehen gegen die unterworfenen „Blutsbrüder" nicht weniger brutal. Als Boleslaw z. B. sich nach einem seiner Einfälle zurückziehen mußte, soll er 3000 sorbische Bauern als „Kriegsbeute" nach Polen verschleppt haben. Auch sein Sohn Mieszko unternahm 1030 einen ähnlichen Versuch, scheiterte aber an der mittlerweile veränderten Machtkonstellation.

Ganz einschneidende, und zwar positive, Auswirkungen, hatte jedoch eine andere Veränderung der politischen Zugehörigkeit der Lausitz und des Milzenerlandes.

Beide Territorien gehörten im Unterschied zum westlich der Elbe gelegenen eigentlich sorbischen Gebiet über einen längeren Zeitraum hinweg zum Königreich Böhmen (das Bautzener Land seit 1319, der Rest der späteren Oberlausitz seit 1329 bzw. 1346; die Niederlausitz seit 1367).

Die Könige von Böhmen waren zwar Vasallen der deutschen Kaiser, bekleideten später sogar selbst diese Würde, verfolgten aber bis zur Niederlage des tschechischen Adels 1620 in der Schlacht am Weißen Berg, eine national tschechische und keine Germanisierungspolitik.

In den Gebieten zwischen Saale und Elbe ergingen vom Ende des 13. bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts zahlreiche Verbote gegen den öffentlichen Gebrauch des Sorbischen, insbesondere gegen seine Verwendung vor Gericht.

Demgegenüber blieb den Sorben im Herrschaftbereich der Könige von Böhmen das Recht auf den Gebrauch der Muttersprache erhalten.

---

6 Herrmann, op. cit., S. 356–363.

Ursprünglich wurde nur das Siedlungsgebiet der Lusizi, mit dem auf sorbisches *Lužica* zurückgehenden Namen Lausitz bezeichnet. Erst nachdem es sich zusammen mit dem ursprünglichen Milzenerland unter böhmischer Herrschaft befand, wurde die Bezeichnung Lausitz im 14. Jh. – die erste schriftliche Erwähnung in den Quellen fällt auf das Jahr 1410[7] – auch auf dieses Gebiet übertragen.

Dabei dürfte eine Rolle gespielt haben, daß es sich, sieht man einmal von den größeren Städten ab, um ein sprachlich homogenes Gebiet handelte, dessen Bewohner weder deutsch noch tschechisch, sondern eben sorbisch sprachen.

Da die administrative Trennung in zwei Markgraftümer auch unter böhmischer Herrschaft aufrechterhalten wurde, kam nunmehr die Unterscheidung von *Niederlausitz* und *Oberlausitz* auf.

Bemerkenswert für die sprachliche Toleranz der Könige von Böhmen bzw. ihrer lausitzischen Statthalter, der Burggrafen von Bautzen, ist die Tatsache, daß die Bürger von Bautzen ihrem Landesherrn den Treueid in der Muttersprache schwören durften.

Der älteste schriftlich überlieferte zusammenhängende Text in sorbischer Sprache ist ein Bürgereid aus dem Jahre 1532.[8] Besonders bezeichnend ist, daß der Text bei obersorbischer Dialektgrundlage auch niedersorbische und tschechische Elemente enthält. Der Übersetzer der Eidesformel war also höchstwahrscheinlich ein Tscheche, der beide sorbischen Hauptdialekte bis zu einem gewissen Grade beherrschte, was ein übriges Mal die enge Verflechtung der beiden Lausitzen unter böhmischer Oberhoheit bezeugt.

Eine historisch signifikante tschechische Entlehnung im Sorbischen, die im Eid von 1532 erstmalig bezeugt wird, ist die Bezeichnung für ‚König'. Sie müßte eigentlich obersorbisch *król*, niedersorbisch *krol* lauten. Ausnahmslos alle sorbischen Mundarten kennen aber nur die Form *kral*. Denn über drei Jahrhunderte war der König von Böhmen, der tschechische *král*, König der Sorben.[9]

---

7 Siehe W. Lippert, Über die Anwendung des Namens Lausitz auf die Oberlausitz im 14. Jahrhundert, in: Neues Archiv für Sächsische Geschichte, Bd. 15 (1894), S. 41ff.

8 Veröffentlicht und kommentiert in Heinz Schuster-Šewc, Sorbische Sprachdenkmäler, 16.–18. Jahrhundert, Bautzen 1967: VEB Domowina-Verlag, S. 33.

9 In allen slawischen Sprachen geht die Bezeichnung ‚König' auf den Namen Karls des

Für das weitere Schicksal der Sorben und ihres Siedlungsgebietes war jedoch noch ein anderer Umstand von Bedeutung.

Im Jahre 1411 setzte Kaiser Sigismund den Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg aus dem Hause Hohenzollern als erblichen Statthalter in der Mark Brandenburg ein und übertrug ihm wenig später auch die Kurwürde. Als Kurfürsten von Brandenburg waren die Hohenzollern nun ständig um die Erweiterung ihres Herrschaftsbereiches bemüht und richteten dabei ihre Blicke auch auf die Niederlausitz. Nach und nach gelang es ihnen, unter Ausnutzung innerer Schwäche der Krone Böhmen bedeutende Teile der Markgrafschaft an sich zu bringen, im Jahre 1462 schließlich auch das geographische und kulturelle Zentrum der Niederlausitz, die Stadt Cottbus und ihre Umgebung.

Die Rivalitäten der deutschen Feudalgewalten wirkten sich auch noch in anderer Hinsicht letztendlich auf die Bewahrung der sprachlichen und ethnischen Eigenständigkeit der Sorben günstig aus. In den Lausitzen wurde die Reformation praktisch von den Landständen gegen den Willen des Landesherrn in eigener Regie durchgeführt.

Die Trennung von Rom propagierten in der Übergangsphase auch Lausitzer Kleriker, darunter einige Sorben. Einer von ihnen, vermutlich der ehemalige Zisterziensermönch Nikolaus Kubike, der dann als Gemeindepfarrer in der Nähe von Sorau östlich der Neiße wirkte, schloß im Jahre 1548 eine vollständige Übersetzung des Neuen Testaments in den damals östlich der Neiße noch bis zu Bober und Queis gesprochenen ostsorbischen Dialekt ab. Die Übersetzung blieb damals zwar ungedruckt[10], ist aber ein deutliches Zeichen für das auch sonst bezeugte Bestreben deutscher Feudalgewalten, die damals noch fast ausnahmslos einsprachigen sorbischen Untertanen durch Duldung der Verwendung ihrer Muttersprache in der Kirche für die der Festigung der Feudalherrschaft nützliche neue Lehre zu gewinnen.

Großen zurück, der die pannonischen Slawen von der in slawischen Quellen bezeugten brutalen Unterdrückung durch die Awaren befreite. Die Erinnerung an die Herrschaft der Awaren über Slawen spiegelt sich auch in westslawischen Bezeichnungen für ‚Riese' und ‚riesig' wider, denen das Ethnonym der Awaren zugrunde liegt (sorbisch *hóbr, hóbrski; polnisch olbrzym, olbrzymi*; tschechisch *obr, obrovsky; slowakisch obor, obrí*).

10 Versehen mit einer Einleitung und Kommentaren hat Heinz Schuster-Šewc die Handschrift 1967 unter dem Titel *Das niedersorbische Testament des Miklawuš Jakubica 1548* im Akademie-Verlag Berlin herausgegeben.

Besonders die Wettiner als Landesherren im Kurfürstentum Sachsen hofften auf diese Weise, ihren Herrschaftsbereich zu erweitern und insbesondere die seinerzeit an die Krone Böhmen verlorene Gewalt über die Lausitzen wiederzuerlangen. Zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges fiel der sächsische Kurfürst im Bündnis mit den katholischen Habsburgern den protestantischen Landständen Böhmens und der Lausitzen in den Rücken. Dafür erhielt er 1635 im Separatfrieden von Prag die Lausitzen als erbliches Lehen. Der Westfälische Frieden bestätigte 1648 diese Gebietserweiterung. Die Markgrafschaften wurden jedoch kein Bestandteil der wettinischen Erbländer. In ihre inneren Angelegenheiten durften sich die Wettiner nicht einmischen.

Die Habsburger verhinderten so als Könige von Böhmen und deutsche Kaiser in der Oberlausitz die rigorose Durchführung der Reformation. Sie behielten sich den Schutz der Überreste des Katholizismus vor und verpflichteten den Kurfürsten, auf die Rechte und Privilegien der katholischen Geistlichkeit und der katholischen Stände, insbesondere des Domkapitels zu Bautzen und des Klosters Marienstern, zu achten.

Im Ergebnis führte die Konkurrenz der Konfessionen zu einer bewußten Förderung des Sorbischen als Kirchensprache.[11]

Auf protestantischer Seite beriefen die Landstände sogar eine Kommission aus vier sorbischen Pfarrern, um die Bibel ins Sorbische übersetzen zu lassen. Diese wurde dann auf Kosten der Regierung gedruckt, und jede Kirchgemeinde der Oberlausitz erhielt unentgeltlich ein Exemplar. Auf katholischer Seite waren es die Jesuiten, die sich um die Förderung des Sorbischen als Kirchensprache verdient machten.

Da Protestantismus und Katholizismus außer in der Stadt Bautzen räumlich getrennt waren, schufen die beiden Konfessionen ihre Schriftsprache jeweils auf der Basis eines anderen Dialekts.

Bei den Protestanten bildete der Dialekt von Bautzen die Grundlage. Bei den Katholiken war es der der Stadt Wittichenau, aus der in der entscheidenden Phase die meisten Geistlichen stammten. Erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts vermochte die nationale Bewegung der Sorben eine

---

11 Eine anschauliche Darstellung dieser Politik findet sich in: Frido Mětšk, Der Anteil der Landstände des Markgraftums Oberlausitz an der Entstehung der obersorbischen Schriftsprache, in: Zeitschrift für slavische Philologie 28, 1, S. 122–148.

Vereinigung der beiden konfessionellen schriftsprachlichen Varianten wenigstens im inzwischen stark entwickelten weltlichen Schrifttum herbeizuführen.

Obwohl die gemeinsame Schriftsprache auf dem Dialekt des kulturellen Zentrums der Oberlausitz basierte, also eine vorwiegend protestantische Grundlage besaß, wurde sie später auch im kirchlichen Schrifttum der Katholiken verwendet.

Im durchweg protestantisch gewordenen Markgraftum Niederlausitz gab es nach der Reformation keine Konkurrenz der Konfessionen. Die niederlausitzische Obrigkeit verfolgte gegenüber den Sorben eine rigorose Germanisierungspolitik. Dies machte sich der preußische König Friedrich II. zunutze. Um für die Urbarmachung des Spreewaldes Kolonisten aus der unmittelbaren Umgebung anzulocken, also aus der noch immer sorbischen Niederlausitz, wo aber alles Sorbische erbarmungslos unterdrückt wurde, förderte er im Kreis Cottbus zeitweilig die Entwicklung einer sorbischen Kirchensprache. Natürlich auf der Grundlage des heimischen niedersorbischen Dialekts.[12]

So erklärt es sich, daß das zahlenmäßig kleine sorbische Volk – auch im 17.–18. Jahrhundert, als das sorbische kirchliche Schrifttum sich besonders intensiv entwickelte, dürfte es nicht mehr als 200000 Seelen gezählt haben – trotz enger Verwandtschaft aller sorbischen Dialekte, zwei Schriftsprachen hervorbrachte, die bis zum heutigen Tage verwendet werden. Sie sind nach wie vor in ihren Entstehungsgebieten verankert, das Obersorbische im Zentrum und teilweise im Westen der Oberlausitz, das Niedersorbische im historischen Kreis Cottbus.

Vor 400 Jahren, als beide Markgraftümer noch zu Böhmen gehörten, wurden natürlich nicht nur hier bzw. im 1462 von der Niederlausitz abgetrennten Kreis Cottbus außerhalb der größeren Städte fast nur sorbische Mundarten gesprochen.

Das kompakte sorbische Sprachgebiet reichte damals im Norden bis vor die Tore Berlins, im Westen in der Gegend von Meißen bis an die Elbe und teilweise darüber hinaus und im Osten bis zu Bober und Queis. Doch

---

12 Frido Mětšk, Die brandenburgisch-preußische Sorbenpolitik im Kreise Cottbus vom 16. Jh. bis zum Posener Frieden, Berlin 1962.

überall, wo das Sorbische nicht zumindest im kirchlichen Gebrauch geduldet oder gar in bescheidenem Maße gefördert wurde, gingen seine Sprecher gezwungenermaßen bald zum Deutschen über.

Bezeichnend ist in dieser Hinsicht die Sprachentwicklung im sogenannten *Kurmärkisch-wendischen Distrikt* Brandenburgs, die der sorbische Historiker Frido Mětšk ebenfalls detailliert beschrieben hat.[13] Auch dieses Gebiet hatte ursprünglich zur Niederlausitz gehört, war aber nach und nach unter die Herrschaft der Hohenzollern gekommen.

Kurz vor seinem Tode im Jahre 1688 rühmte sich Kurfürst Friedrich Wilhelm („der Große"), dafür gesorgt zu haben, daß im Kurmärkisch-wendischen Distrikt Bibel, Psalmen und katechetische Texte ins Sorbische übersetzt und gedruckt worden seien. Obwohl es bisher nicht gelang, auch nur einen einzigen dieser Drucke ausfindig zu machen, gibt es Anhaltspunkte für die Annahme, daß auch dieser Versuch einer obrigkeitlichen Förderung des Sorbischen als Kirchensprache tatsächlich stattgefunden hat. Die bibliographischen Angaben von vier zwischen 1653 und 1656 herausgebrachten Drucken, enthaltend den Psalter, „Extracta aus der Heil. Schrifft Alten und Neuen Testamenti", einen Katechismus sowie ein „Gesang Büchlein", sind erhalten. Die Übersetzer und Bearbeiter waren überwiegend in Kirchen des Amtes Beeskow wirkende sorbische Geistliche. Möglicherweise verband der Kurfürst mit diesen Maßnahmen die Hoffnung, die nach dem Dreißigjährigen Krieg überall gegen den Adel rebellierenden Bauern enger an die Dynastie zu fesseln. Bezeugt ist auch der religiöse Eifer seiner Gemahlin, der Kurfürstin Luise Henriette, die die Losung der Reformation, den Gläubigen das Wort Gottes in der Muttersprache zu vermitteln, offenbar ernst nahm. Der Adel stand diesen Bestrebungen voller Mißtrauen und feindselig gegenüber. Doch auch der Kurfürst selbst änderte seine Haltung, kaum daß ein Jahrzehnt nach dem Erscheinen des letzten der vier Bücher vergangen war. Schon 1667 untersagte er nicht nur die Benutzung der erst unlängst mit seiner Unterstützung herausgebrachten Kirchenschriften, sondern befahl auch die Abschaffung der sorbischen Sprache. Die erschienenen Drucke wurden vernichtet, so

13 Frido Mětšk, Der Kurmärkisch-wendische Distrikt. Ein Beitrag zur Geschichte der Territorien Bärwalde, Beeskow, Storkow, Teupitz und Zossen unter besonderer Berücksichtigung des 16. Bis 18. Jahrhunderts, Bautzen 1965: VEB Domowina-Verlag.

daß, wie erwähnt, kein einziges Exemplar mehr aufgefunden werden konnte.

Und eine antisorbische Haltung setzte sich schließlich überall durch, auch in den Lausitzen.

Am tolerantesten blieben später noch die Behörden Sachsens.

Doch nach dem Wiener Kongreß war nicht nur die gesamte Niederlausitz, sondern auch der größte Teil der Oberlausitz Preußen zugeschlagen worden, dessen Obrigkeiten nunmehr überall über Kirche und Schule rigoros germanisierten. Lediglich die in ihrem Kern noch sorbisch besiedelte „Kreishauptmannschaft" Bautzen, bestehend aus den „Amtshauptmannschaften" Bautzen, Kamenz und Löbau, verblieb bei Sachsen.

II

In diesem Zusammenhang erscheint es angebracht, auf die Frage einzugehen, wie sich erklären läßt, daß der Sorbenname bei einer Bevölkerung erhalten blieb, für deren Vorfahren er ursprünglich gar nicht bezeugt ist. Wie bereits erwähnt, wurden in den lateinischsprachigen Quellen des 7. bis 11. Jahrhunderts nur die Stämme zwischen Saale und Mulde als *Surbi, Surabi, Sorabi* o. ä. bezeichnet.

Das Ethnonym der heutigen Sorben, der Nachkommen der Lusizi und Milzener, lautet auf Sorbisch im Singular *Serb*, im Plural obersorbisch *Serbja*, niedersorbisch *Serby*. Der Wortstamm ist also der gleiche, lediglich die Bildung des Plurals ist im Nominativ in Abhängigkeit vom Dialekt unterschiedlich. Die Wurzel *serb-* läßt sich auf eine urslawische Form zurückführen, die ein palatalisiertes silbenbildendes r enthielt (*sŕb*).

Die in den Quellen fixierte Bezeichnung wie auch das heutige deutsche Äquivalent *Sorbe* deutet dagegen auf eine Form mit nichtpalatalem r (*srb*) hin, die auch durch die Form einiger überlieferter Ortsnamen gestützt wird. Dennoch handelt es sich um denselben Namen, der identisch ist mit dem der heutigen Serben (*Srbi*).[14]

[14] Ausführlicher zur phonetisch-phonologischen Problematik Heinz Schuster-Šewc, Zur Geschichte und Etymologie des ethnischen Namens *Sorb/Serb/Sarb/Srb*, in: Lětopis A 30/2 (1983), S. 138–147. Die Etymologie des Etnonyms bleibt trotz des in diesem Aufsatz unternommenen Erklärungsversuchs umstritten.

Für die spätere Verbreitung dieses Namens sowohl bei den westslawischen Stämmen zwischen mittlerer Saale und Elbe als auch bei den Nachkommen von Lusizi und Milzenern gibt es zwei mögliche Erklärungen.

Bei der ersten wäre davon auszugehen, daß nur die in den Quellen so genannten Stämme sowie ihre Verwandten südlich der Donau diesen Namen trugen. Auf Lusizi und Milzener wäre er dann im Ergebnis eines ethnogenetischen Konsolidierungsprozesses übertragen worden, der während der Unabhängigkeitskämpfe gegen die fränkischen und sächsischen Eroberer begann und nach der Eingliederung in den deutschen Feudalstaat einen relativen Abschluß fand. Die Übertragung hätte in diesem Falle erfolgen müssen, bevor der Wortstamm in den westlichen Mundarten die Palatalität des r verlor.[15]

Eine andere Möglichkeit wäre, daß Lusizi und Milzener von vornherein zu der gleichen Stammesgruppe wie die Stämme zwischen Saale und Elbe gehörten und auch bereits den Namen *sŕb* besaßen. Nach der Einwanderung in die wie alle ursprünglichen Siedlungsgefilde relativ isolierten neuen Wohnsitze wäre dieser jedoch von den neuen Stammesbezeichnungen, dem bis heute etymologisch unerklärten *milčane* und dem durchsichtigen *lužičane* zwar nicht völlig verdrängt worden, aber doch vorübergehend in den Hintergrund geraten. Den deutschen Chronisten bzw. ihren Gewährsleuten wäre er so unbekannt geblieben.

In beiden Fällen wäre davon auszugehen, daß sich die verschiedenen „altsorbischen" Stämme zu einer neuen westslawischen Völkerschaft mit dem Ethnonym *Sorb/Serb* bzw. – im heute germanisierten Nordosten der Niederlausitz und in den angrenzenden Gebieten – usprünglich auch *Sarb* konsolidierten.

Der westliche Teil wurde später gewaltsam germanisiert. Dafür sind die bereits erwähnten Sprachverbote ein untrügliches Zeichen. Der östliche Teil, die Bevölkerung der beiden Lausitzen, blieb dank der dreihundertjährigen Zugehörigkeit zu Böhmen vor diesem Schicksal bewahrt.

Daß sich alle Sorben, auch die nach dem Anschluß des größten Teils ihres Siedlungsgebiets an das Königreich Böhmen außerhalb von dessen Grenzen lebenden, als ein einheitliches Ethnos empfanden, beweist nicht

15 Schuster-Šewc nimmt in dem angeführten Aufsatz wegen einzelner altserbischer Belege an, daß eine Dublette *srb~sŕb* bereits im späten Urslawischen bestand.

nur das trotz der genannten phonetischen und morphologischen Unterschiede einheitliche Ethnonym, sondern geht auch aus zahlreichen Zeugnissen sorbischer Autoren seit dem 16. Jh. hervor. Da hier nicht näher auf diese Frage eingegangen werden kann, sei auf meine als Sitzungsbericht der Deutschen Akademie der Wissenschaften (Jahrgang 1965, Nr. 7) erschienene Arbeit *Einheit und Gliederung des Sorbischen* und die dort angebenene Literatur verwiesen. Die nach der Befreiung vom Hitlerfaschismus in der DDR entstandene professionalisierte und institutionalisierte Sorabistik vertritt im wesentlichen diese Position.[16]

Die Auswirkungen des Anschlusses der DDR an die Alt-BRD auf diese Sorabistik haben auch in dieser Hinsicht neue Unsicherheiten hervorgebracht. Da diese Frage eng mit der soziolinguistischen Problematik verbunden ist, muß für ihre Erörterung der gleiche Vorbehalt wie der eingangs für jene gemachte gelten.

16 Die einzige Ausnahme ist Schuster-Šewc, der in seinem Aufsatz Sprache und ethnische Formation in der Entwicklung des Sorbischen (in Zeitschrift für Slawistik IV [1959], S. 577–595) zwei besondere sorbische Völkerschaften als Träger der von ihm in allen seinen Veröffentlichungen postulierten zwei selbständigen sorbischen Sprachen konstruiert. Diese Interpretation der unter den gegebenen historischen und politischen Bedingungen spezifischen Verschriftung des Sorbischen stieß bei sorbischen resp. sorabistischen Autoren schon in den 60er Jahren auf entschiedene Ablehnung und wurde seitdem wiederholt überzeugend widerlegt. Den wohl vollständigsten Überblick über die im Verlauf der Kontroverse veröffentlichte einschlägige Literatur gibt Schuster-äewc selbst – polemisch ohne jede akzeptable Begründung der eigenen Position – bei einem erneuten Versuch, den „Dualismus" zumindest der beiden „Sprachen" zu begründen, pikanterweise in Heft 1/1997 des *Lětopis* (S. 149–159). Dieses Heft ist dem 65. Geburtstag Helmut Faßkes gewidmet, der sich in zahlreichen fundierten Publikationen als maßgeblicher Verfechter einer trotz aller dialektalen und schriftsprachlichen Differenzierung einheitlichen sorbischen Sprache ausgewiesen hat.

Detlev Blanke

Interlinguistik und Plansprachen[1]

Vorbemerkung
1. Zum Terminus
2. Über den Gegenstand der Interlinguistik
2.1. Wissenschaft von den internationalen Hilfssprachen
2.2. Wissenschaft von der internationalen sprachlichen Kommunikation
2.3. Kontrastive Linguistik, Linguistik der Mehrsprachigkeit
2.4. Wissenschaft von den Plansprachen *Interlingue* und *Interlingua*
3. Plansprachen
4. Zu einigen Besonderheiten des Esperanto
5. Interlinguistik und Esperantologie
6. Wege zur interlinguistischen und esperantologischen Fachliteratur
6.1. Bibliographische Hilfsmittel
6.2. Plansprachliche Bibliotheken und Archive
6.3. Interlinguistik im Internet
6.4. Bio-bibliographische Verzeichnisse von Wissenschaftlern
Literatur

Vorbemerkung

Der Ausdruck „Interlinguistik" taucht immer noch relativ selten in der linguistischen Fachliteratur auf, wenngleich auch tendenziell immer häufiger. In drei führenden linguistischen Bibliographien (vgl.6.1.3.) z.B. wird Literatur zur Interlinguistik allerdings in Rubriken mit ganz unterschiedlichen Bezeichnungen erfaßt:

[1] Der Text stellt eine Erweiterung und Bearbeitung eines Vortrags dar, der unter dem Thema „Was ist Interlinguistik?" am 14.3.1996 vor der Klasse Sozial- und Geisteswissenschaften der Leibniz-Sozietät, Berlin, gehalten wurde.

BL-CIP: *Interlinguistique (langues planifiées);*
BLL: *Plansprachen/Artificial languages;*
MLA: *Auxiliary languages. International languages.*
Daraus geht bereits hervor, daß sich die Interlinguistik mit internationalen Sprachen befaßt, insbesondere mit den sogen. „Kunstsprachen" oder „Welthilfssprachen", die jedoch in der Fachliteratur treffender als „Plansprachen"[2] bezeichnet werden.

Nach Auffassung mancher Autoren beschränkt sich die Interlinguistik jedoch durchaus nicht auf die Untersuchung von Plansprachen.

Es sollen im folgenden die wichtigsten Auffassungen über den Gegenstand dieser von der Sprachwissenschaft noch immer häufig ignorierten Diziplin sowie über die gegenwärtige Forschungssituation skizziert[3] werden. Es folgen dann einige Überlegungen zu Plansprachen und zum Esperanto sowie Hinweise zur Erschließung der Fachliteratur.

1. Zum Terminus

1.1. Nach allgemeiner Auffassung unter Interlinguisten wurde die Bezeichnung „interlinguistique" im Jahre 1911 erstmals von Jules MEYSMANS, dem Herausgeber einer kleinen Zeitschrift für Plansprachen, für eine zu entwickelnde wissenschaftliche Disziplin über internationale Hilfssprachen eingeführt. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß MEYSMANS Vorgänger hatte.[4]

1.2. Der Ausdruck selbst steht in Verbindung zur Bezeichnung lat. „interlingua". Diese hat mit ihren ethnosprachigen Varianten wenigstens fünf Bedeutungen:

---

2 Die Bezeichnung ‚Plansprache' stammt von Eugen WÜSTER, der zu den Begründern der Esperantologie gehört (vgl. BLANKE 1997a). ‚Plansprache' steht bei ihm für ‚internationale Kunstsprache, künstliche Welt[hilfs]sprache, Universalsprache'. Genauer über den Terminus ‚Plansprache' vgl. BLANKE 1987.

3 Vg. genauer die Übersichten bei HAUPENTHAL (1971), BLANKE (1977), SZERDAHELYI (1979), SAKAGUCHI (1985a,b), SCHUBERT (1989a), BARANDOVSKÁ-FRANK (1995), BACK 1994, BORMANN (1995).

4 So findet man bei STOJAN (1929//73) unter Nr. 1612 den Titel „A tutti i signori interlinguisti" von Cesare Meriggi(1911), den ich leider bisher nicht einsehen konnte.

1. eine Sprache, die als Kommunikationsmittel unter Verschiedensprachigen verwendet wird (*interlanguage, interlangue*). Synonyme sind u.a. *lingua franca, Verkehrssprache, Hilfssprache, internationale Sprache, Mittlersprache, meždunarodnyj jazyk.*
2. der eigentliche Name für das 1903 von Giuseppe Peano geschaffene Plansprachensystem „Latino sine flexione"[5],
3. Name für das 1951 von der International Auxiliary Language Association (IALA) initiierte und in seiner Endform von Alexander GODE ausgearbeitete Plansprachensystem,
4. maschineninterne Brückensprache zwischen Ausgangssprache und Zielsprache bei der Maschinenübersetzung,
5. psycholinguistischer Terminus für die sich beim Erlernen einer Fremdsprache im Gehirn herausbildenden neuen Sprachstruktur, die sich zwischen Muttersprache und Zielsprache befindet (SELINKER 1972, auch ‚interlanguage', ‚Interimsprache')

1.3. Das Wort „Interlinguistik" (*engl. interlinguistics, frz. interlinguistique, russ. interlingvistika, it. interlinguistica*) lädt wegen seiner Morphemstruktur zur Benennung von zwei Wissensbereichen ein:

a) /interlingua/ + /istik/: Wissenschaft von den interlinguae im obigen Sinne, wobei nur auf Bedeutung 1 Bezug genommen wird, also die Wissenschaft von den Mitteln der internationalen Kommunikation.

b) (/inter/ /linguae/)+istik: Wissenschaft von dem, was zwischen den Sprachen passiert.

Wir werden zeigen, daß die Möglichkeiten für a) und b) genutzt werden.

2. Über den Gegenstand der Interlinguistik

Eine wissenschaftstheoretisch ausreichend begründete und umfassende Darstellung zum Gegenstand, den Methoden und Forschungsgebieten der Interlinguistik fehlt bisher. Auch dieser Beitrag kann das nicht leisten. Es

---

5 Über ‚Interlingua' als eigentlichen Originalnamen für Latino sine flexione vgl. SILAGI 1996.

gibt jedoch eine Reihe von Versuchen, den Gegenstand mehr oder weniger vage zu umreißen. Das kann im folgenden nur knapp geschehen und mag vorerst ausreichen, um deutlich zu machen, womit sich Interlinguisten befassen. Um die unterschiedlichen Akzente, die es zum Interlinguistikverständnis gibt, deutlicher hervortreten zu lassen, werden aus methodologischen Gründen „Schulen" unterschieden, die sich aber in der praktischen Forschung oft nicht klar voneinander abgrenzen lassen. Hinzu kommt, daß manche Autoren im Laufe der Jahre ihr Verständis vom Gegenstand der Interlinguistik verändert haben, unterschiedliche Definitionen geben bzw. ihre Präferenz nicht immer klar erkennen lassen. Das alles macht deutlich, daß sich das Verständnis vom Gegenstand der Interlinguistik noch in der Entwicklung befindet.

Man kann im wesentlichen vier Gruppen unterscheiden. Danach wäre Interlinguistik:

1. die Wissenschaft von den internationalen Hilfssprachen,
2. die Wissenschaft von der internationalen sprachlichen Kommunikation,
3. kontrastive Linguistik, Linguistik der Mehrsprachigkeit
4. die Wissenschaft von den Plansprachen *Interlingue* und *Interlingua*,

2.1. Wissenschaft von den internationalen Hilfssprachen

Schwerpunkt der Betrachtung sind die Mittel der internationalen Kommunikation. Man kann einige Varianten dieses Interlinguistikverständnisses unterscheiden:

2.1.1. Ethnosprachen als Welthilfssprachen (Weltverkehrssprachen), ihre Entstehung, Bauprinzipien, Strukturgüte, ihre internationale Rolle. Aus diesen Untersuchungen wollte man Erkenntnisse für die Konstruktion von Plansprachen gewinnen.

MEYSMANS (1911–12/76[6],14–16), dem es um eine zu konstruierende Plansprache geht, schreibt:

---

6 Bei ähnlichen Literaturangaben bezeichnet die erste Ziffer das Erscheinungsjahr der ersten Ausgabe der Quelle, die zweite einen leichter zu konsultierenden Nachdruck bzw. eine Übersetzung.

„Wir möchten wissen, ob es nicht möglich wäre, eine neue Wissenschaft zu schaffen, die sich z.B. *Interlinguistik* nennen würde und die die natürlichen Gesetze der Bildung gemeinsamer Hilfssprachen studieren würde. Aber, wird man sagen, die internationale Hilfssprache, von der wir träumen, besteht ja erst als Projekt; sie stellt noch kein *beobachtbares Phänomen* dar; sie ist also nicht geeignet, den Gegenstand einer Wissenschaft auszumachen. Das ist sehr war. Doch handelt es sich bei unserer Frage nicht um die *zukünftige* internationale Sprache; wir betrachten nur die Hilfssprachen, die sich in der *Vergangenheit* gebildet haben und die sehr wohl wirkliche und beobachtbare Phänomene sind ... Es scheint also sehr wohl, daß es möglich sei, die Wissenschaft zu schaffen, die wir wünschen, und die die Bildung der früheren, jetzigen und zukünftigen Hilfssprachen studieren würde ... Es liegt in der Tat nahe, daß sich die künftige Hilfssprache nach Gesetzen bilden wird analog zu denen, die der Schaffung vergangener Hilfssprachen zugrunde lagen ... Sie (die neue Wissenschaft-DB) würde uns z.B. sagen, ob die Hilfssprachen aus improvisierten und persönlichen Übereinkommen resultieren, oder ob sie kollektive und sehr langsame Schöpfungen sind. Ob sie sich nach geregelten Prinzipien bilden oder aber ohne vorgegebenes System. Ob die verschiedenen Völker, die sich eine Hilfssprache geben, diese durch Mischung ihrer jeweiligen Dialekte zum Nachteil der anderen annehmen, oder aber ob ein Dialekt, wenn er als erste Grundlage der gemeinsamen Sprache genommen wurde, sich in der Folge dem Einfluß der anderen Dialekte unterzieht? Wie man sieht, könnte uns die Interlinguistik helfen, ... die großen Fragen zu lösen, die uns trennen: homogener oder gemischter Wortschatz, vollkommen regelmäßige Grammatik oder nicht."

In der Nähe dieser ersten Äußerung zur Interlinguistik befinden sich auch die Auffassungen von ÖLBERG (1954/76, 243f.) MONNEROT-DUMAINE (1969,10) oder DULIČENKO (1989), die allerdings wesentlich stärker die faktische und mögliche Rolle von Plansprachen betonen und dabei die Ergebnisse des Esperanto berücksichtigen.

Im Gegensatz zu MEYSMANS' Behauptung gab es zu seiner Zeit durchaus bewußt geschaffene Hilfssprachen als „beobachtete Phänomene", wenngleich die Ergebnisse dieser Beobachtung unterschiedlich beurteilt werden mußten. Der Niedergang des Volapük war um die Jahrhundertwende vollzogen. Das Esperanto hatte bereits beachtliche Erfolge

zu verzeichnen, wurde jedoch durch eine Reihe von neuen Plansprachenprojekten, insbesondere aber durch Ido, zumindest in der theoretischen Diskussion, ständig in Frage gestellt. Mit der Entstehung des Esperanto begann auch seine Kritik, die bis heute nicht beendet ist.

Für viele Anhänger einer Plansprache, so auch für MEYSMANS, war das Problem daher durchaus noch nicht gelöst.

2.1.2. Bis heute ist nach wie vor die Auffassung sehr verbreitet, daß Interlinguistik Plansprachenwissenschaft sei, sich ihr Gegenstand also auf die Sprachen beschränkt, die zur Erleichterung der internationalen Kommunikation bewußt geschaffen wurden.

Dabei kann man zwei Varianten unterscheiden, die ich *konstruktive* und *deskriptive* Plansprachenwissenschaft nenne.

2.1.2.1. Die konstruktive Plansprachenwissenschaft geht auf Otto JESPERSEN zurück. Er formulierte seine Auffassung in einer Zeit, in der zahlreiche Plansprachenentwürfe veröffentlicht wurden, zum großen Teil Reformvarianten des Esperanto, aber auch andere Systeme. In interlinguistischen Periodica (vgl. DULIČENKO 1990, 436f.) wurde über die „beste" Plansprache gestritten, über die Kriterien ihrer Struktur, über zahlreiche sprachliche Details. Die bekannten bzw. neuen Projekte wurden analysiert und dabei in der Regel Probleme der sprachlichen Leistungsfähigkeit, der Internationalität und andere Fragen diskutiert. Das geschah in der Regel im Vergleich zu Ethnosprachen. An dieser Diskussion beteiligte sich auch JESPERSEN, der sich seit 1907 aktiv für Ido engagiert hatte, einige Jahre Präsident der Ido-Akademie war und 1928 ein eigenes Plansprachensystem, Novial (Nov International Auxiliari Lingue), vorgelegt hatte. Für JESPERSEN war die Frage, wie eine leistungsfähige Plansprache aussehen sollte, noch nicht entschieden. Er war der Auffassung, daß man durch Sprachvergleich die Kriterien und Grundlagen für die Konstruktion einer idealen Plansprache finden könne. In gewisser Weise MEYSMANS folgend formulierte er 1930:

„A new science is developing, Interlinguistics – that branch of the science of language – which deals with the structure and basic ideas of all languages with a view to the establishing of a norm for interlanguages, i.e. auxiliary languages destined for oral and written use between people who

cannot make themselves unterstood by means of their mother tongues. Interlinguists contend, and to my mind, rightly, that there is here a field that can be treated according to scientific methods and which it is of the utmost importance to civilized mankind to see thus treated in order to obtain a satisfactory solution of a really harassing problem" (JESPERSEN 1930–31,1).

SZILÁGYI (1931/76) nennt diesen konstruktiven Bereich der Interlinguistik „normative Interlinguistik". In der Tradition von JESPERSEN stehen auch die Auffassungen von PEI (1966), HARTMANN/STORCK (1972) und MOUNIN (1974), wie wir sie in ihren linguistischen Wörterbüchern finden. Für Valter TAULI ist die Interlinguistik ein Teil der Sprachplanung:

„Interlinguistics can be defined as the science of IL[7] planning, or more precisely, the branch of TLP which investigates the principles, methods and tactics of IL planning" (TAULI 1968, 167).

2.1.2.2. Die deskriptive Plansprachenwissenschaft sieht weniger die Konstruktion neuer Plansprachen als vielmehr die Erforschung der vorhandenen, ihren Vergleich und ihre Kritik als das Hauptanliegen der Interlinguistk an. Dies erscheint auch motiviert, da es seit dem Mittelalter bis zur Gegenwart wohl fast 1000 Versuche gibt, eine internationale Plansprache zu schaffen[8]. Eine Reihe praktischer Erfahrungen und theoretischer Erkenntnisse liegen also vor, insbesondere zum Esperanto (Zamenhof 1887), aber auch zu Volapük (Schleyer 1879), Latino sine flexione (Peano 1903), Ido (Couturat/Beaufront 1907), Occidental-Interlingue (de Wahl 1922), Interlingua (IALA/Gode 1951) und zu anderen Systemen. SZILÁGYI (1931/76) spricht dann von „allgemeiner Interlinguistik" und ÖLBERG (1954/76, 245) von Interlinguistik „in einem eingeschränkten Sinne" (vgl. auch MANDERS 1950, HAUPENTHAL 1971; SAKAGUCHI 1985a, b; BACK 1994).

Es kann natürlich nicht immer zwischen der konstruktiven und der deskriptiven Plansprachenwissenschaft scharf unterschieden werden. Beide

---

7 IL = International Language, TLP = Theory of Language Planning.

8 DULIČENKO (1990) registrierte bis 1973 912 Projekte (inkl. Projektvarianten). Ich habe nach 1973, sicherlich sehr unvollständig, über 40 weitere Projekte erfaßt.

Konzepte sind ja auch nur Varianten einer „Plansprachenwissenschaft", die bei DREZEN (1931/91) *Kosmoglottik* (eps. kosmoglotiko) und bei LINDSTEDT (1981) Planlinguistik (esp. planlingvistiko) heißen. Plansprachenwissenschaft ist bei FRANK (1994) „reine Interlinguistik".

An dieser Stelle soll auch István SZERDAHELYI[9] (1965/76) erwähnt werden, der zu Recht die besondere Rolle der Esperantologie bei der Beurteilung interlinguistischer Fragen hervorhebt, zumal sie die einzige wissenschaftliche Disziplin ist, die sich im Zusammenhang mit einer Einzelplansprache herausbilden konnte. Die Esperantologie liefert zahlreiche Erkenntnisse über Funktion, Leistung und Einsatzmöglichkeiten einer Plansprache als internationales Kommunikationsmittel, welche durch die Erfahrungen mit anderen Plansprachen nur teilweise oder gar nicht erbracht werden können.

2.2. Wissenschaft von der internationalen sprachlichen Kommunikation

Wenn unter 2.1. im Zentrum des Interesses die Mittel der internationalen Kommunikation, insbesondere (aber nicht nur) Plansprachen stehen, sind andere Autoren der Meinung, daß die Interlinguistik vor allem den Kommunikations*prozeß* erforschen müsse, also sämtliche Probleme und Aspekte der internationalen sprachlichen Kommunikation. Dabei geht es natürlich auch in besonderem Maße um die Mittel, aber eben nicht nur, sondern auch um die Bedingungen und Wirkungen der internationalen Kommunikation sowie um deren verschiedene Aspekte.

2.2.1. Interlinguistik unter 2.1. muß zur Sprachwissenschaft gezählt werden. Doch fordert Artur BORMANN[10] 1958 eine neue selbständige interdisziplinäre Wissenschaft. BORMANNs Ansatz geht aus von der Tatsache, daß das Hauptziel der Konstrukteure von Plansprachen, nämlich

---

9 I. SZERDAHELYI (1924–1987) leitete von 1966–1987 den Wissenschaftsbereich „Esperanto: Sprache und Literatur" am Lehrstuhl für Angewandte Sprachwissenschaft an der Universität ELTE in Budapest.

10 Nicht zu verwechseln mit Werner BORMANN.

ein Mittel der Erleichterung der internationalen Verständigung zu schaffen, in seiner Bedeutung und Durchsetzbarkeit nicht zu erklären ist, wenn man bei der Forschung politische, ökonomische und andere Gesichtspunkte aus der Interlinguistik ausblendet und sich in erster Linie auf sprachtheoretische Fragen beschränkt. Er schließt damit de facto den gesamten Kommunikationsprozeß in seine Betrachtungen ein.

Er schreibt:

„Das Phänomen internationale Sprache ... wirft eine Fülle von Fragen auf, die eine bleibende und weitreichende Bedeutung haben ... Danach ist die Interlinguistik ... der Zweig der Wissenschaft, der die allgemein-politischen, kulturellen, soziologischen und linguistischen Fragen einer von allen Menschen in den internationalen Beziehungen gleichermaßen zu gebrauchenden gemeinsamen Sprache, der internationalen Sprache, erforscht.

Die *Allgemeine Interlinguistik* befaßt sich mit den Beziehungen zwischen der internationalen Sprache und den Menschen. Sie geht von den ideellen und materiellen Bedürfnissen der Gemeinschaft der Menschen und Völker der Welt aus, erforscht die für die Gesamtheit wesentlichen Zusammenhänge zwischen Sprache, Individuum und Gesellschaft, leitet daraus Grundsätze für die Auswahl einer internationalen Sprache ab und betrachtet die Wirkungen, die die internationale Sprache in politischer, kultureller, soziologischer und wirtschaftlicher Hinsicht haben wird.

Die *Spezielle Interlinguistik* untersucht das Verhältnis zwischen der internationalen Sprache und den nationalen Sprachen. Es wird dies eine besondere Form der vergleichenden Sprachwissenschaft sein.

Die *Praktische Interlinguistik* schließlich umfaßt das Lehren der internationalen Sprache selbst, ihres Vokabulars, ihrer Grammatik und verfolgt deren Weiterentwicklung" (A.BORMANN 1958/76, 294f.).

A. BORMANN denkt an eine Wissenschaft der Zukunft, die nicht Zweig der Linguistik ist, sondern etwas Neues darstellen soll. Wenn er „die internationale Sprache" schreibt, meint er in erster Linie eine Plansprache.

2.2.2. Eine andere Gruppe von Interlinguisten, die zwar nicht bereit ist, so weit zu gehen wie A. BORMANN, unterstreicht dennoch den interdisziplinären Aspekt interlinguistischer Forschungen, die aber Teil der

Sprachwissenschaft bleiben. Dieser Ansatz scheint mir besonders wichtig: Da es sich um sprachliche Kommunikation handelt, geht es um linguistische Fragen. Jedoch werden die Probleme, die sich aus der Erforschung des internationalen Kommunikationsprozesses ergeben, in hohem Maße durch politische, ökonomische, kulturelle, psychologische und andere Aspekte beeinflußt und können ohne interdisziplinäre Sicht nicht wirklich befriedigend untersucht werden. Wichtige wissenschaftliche Aufgaben werden in der Regel durch die Praxis gestellt. Also muß u.a. geklärt werden, wie wirksam die internationale Kommunikation durch Ethnosprachen in der Rolle einer lingua franca war oder ist, welche politischen, ökonomischen, kulturpolitischen, psychologischen, juristischen, informationspolitischen und andere Wirkungen eine solche Kommunikation hatte oder hat, welche Alternativen andere Kommunikationsmittel, z.B. Plansprachen, bieten könnten, welche Anforderungen sich aus gesellschaftlichen Entwicklungsprozessen ergeben und wie diese zu erforschen wären u.s.w. Hierbei sind nicht die Plansprachen der Hauptgegenstand der Forschung, sondern es ist die internationale Kommunikation in ihrer Gesamtheit, mit allen ihren Aspekten. Die Plansprachenproblematik, die in dieser Sicht selbstverständlich einen Hauptbereich darstellt, gilt es hier einzuordnen.

So gesehen werden von manchen Linguisten und Nichtlinguisten Untersuchungen vorgenommen, ohne daß sie sich darüber im klaren sind, daß das, was sie tun, etwas mit Interlinguistik zu tun haben könnte. Das betrifft z.B. Untersuchungen über sprachenpolitische Fragen innerhalb der Europäischen Union, das Sprachregime internationaler Organisationen u.ä. Auch die Problematik sprachlicher Diskriminierung in den internationalen Beziehungen, der Sprachimperialismus (vgl. PHILLIPSON 1992) gehören dazu, sowie auch Probleme der Sprachplanung.[11]

Auf eine Kurzformel gebracht könnte man sagen, daß die Interlinguistik der interdisziplinäre Zweig der Sprachwissenschaft ist, der sämtliche Aspekte der *internationalen* sprachlichen Kommunikation erforscht. Das impliziert die Funktion, Struktur, Entwicklung und Anwendung von Ethno- und Plansprachen als *internationale* Kommunikationsmittel.

---

11 Die 1991 gegründete „Gesellschaft für Interlinguistik e.V. (GIL)" ist diesem Interlinguistik-Verständnis verpflichtet, was sowohl in den Fachvorträgen im Rahmen ihrer Jahrestagungen, als auch in der bibliographischen Aufarbeitung interlinguistischer Materialien (in „Interlinguistische Informationen") zum Ausdruck kommt.

Man könnte auch, jedoch in anderer Weise als bei A. BORMANN, eine *allgemeine Interlinguistik* von einer *speziellen* unterscheiden. Danach würde die *allgemeine Interlinguistik* die internationale sprachliche Kommunikation mit allen ihren Aspekten untersuchen und vor allem sprach(en)politisch ausgerichtet sein (was bei BACK[1994, 133], wie mir scheint zu Unrecht, nur „Prolegomena der Interlinguistik" sind).

Die *spezielle Interlinguistik* wäre dann Plansprachenwissenschaft (mit allen ihren theoretischen Grundlagen, z.B. der Erforschung der Kriterien, Strukturprinzipien, Typologie, Funktionen, Praxis und Kommunikationsleistung sowie der Kommunikationsgemeinschaft(en) von Plansprachen).

Man könnte mit FRANK(1994, 155) auch eine *angewandte Interlinguistik* unterscheiden, die die allgemeinen Erkenntnisse der Interlinguistik und einzelner Plansprachen für andere Wissenschaftsbereiche nutzbar macht, z.B. im Bereich der Pädagogik (Propädeutik), der Maschinenübersetzung und der Terminologiewissenschaft, um nur einige Bereiche zu nennen, zu denen bereits Ergebnisse vorliegen (vgl. z.B. 3.3.3.).

Die meisten Interlinguisten stehen in der unter 2.1. genannten Tradition. Jedoch nicht wenige beziehen sprachenpolitische Gesichtspunkte in zunehmendem Maße mit ein, so u.a. SZERDAHELYI (1979), KUZNECOV (1987) und CARLEVARO (1995).

Alexander DULIČENKO, der unter 2.1.1. eingeordnet werden könnte, hat die breite Interdisziplinarität und die Vielfalt interlinguistischer Forschungen sehr treffend charakterisiert, so daß er einen deutlichen Schritt in Richtung des hier genannten Verständnisses vom Gegenstand der Interlinguistik getan hat. Es soll daher ein längeres Zitat folgen:

„Die Interlinguistik ist ein Bereich der Sprachwissenschaft und befaßt sich mit Fragen eines für verschiedensprachige Völker gemeinsamen Kommunikationsmittels im Range einer ‚Sprache' sowie mit Systemen analogen Verwendungszwecks, die sprachlichen Bildungen nahekommen ... Der interlinguistische Hauptgegenstand läßt sich unter folgenden drei Aspekten komplex untersuchen:

1. *intralinguistisch:* Erarbeitung von Prinzipien und Methoden zur Schaffung internationaler Kunstsprachen[12] mit unterschiedlicher typologi-

[12] DULIČENKO verwendet die Bezeichnung ‚Kunstsprache' (russ. iskustvennyj jazyk), wo ich den Terminus ‚Plansprache' bevorzuge. Es ist im nichtinterlinguistischen Umfeld ungünstig, von „künstlichen" vs „natürlichen", „toten" vs „lebendigen" Sprachen zu spre-

scher Struktur; Untersuchungen des grammatischen Aufbaus von Kunstsprachen sowie auch lebender Sprachen zwecks Herausarbeitung „rationaler" Elemente, d.h. solcher, die sich für internationale Sprachen eignen; Untersuchungen von Fragen der lexikalisch-semantischen, phonetischen, wortbildungsbezogenen und grammatischen Typologie internationaler Kunstsprachen, Internationalisierung des Wortschatzes und der Phraseologie lebender Sprachen zwecks Darstellung des Standes und der Perspektiven sprachlicher (bzw. lexikalischer) Konzentration; Untersuchungen bewußt geschaffener Elemente und ihrer Adaption in natürlichen Sprachen, Untersuchungen von Fragen der bewußten Sprachregelung u.ä.

2. *soziolinguistisch:* Untersuchungen interlinguistischer Funktionen von Nationalsprachen; Untersuchung des Problems der Zwei- und Mehrsprachigkeit, um die objektive Notwendigkeit der Suche nach Lösungen für eine allgemeine (zwischennationale, internationale, weltweit verstandene) Sprache zu zeigen; Analyse und Auswertung der Praxis des Funktionierens internationaler Kunstsprachen und ihrer Wechselwirkung mit natürlichen Sprachen(Nationalsprachen); Untersuchungen der sprachlichen Kontakte und Interferenzen, um die Möglichkeiten und den Grad der sprachlichen Konzentration nach Ebenen festzustellen; Untersuchungen der Sprachprognostizierung, und zwar sowohl der wichtigsten Entwicklungswege für die sprachliche Struktur, als auch der sprachlichen Situation für die heutige Menschheit im besonderen.
3. *extralinguistisch:* Berücksichtigung historischer, philosophischer, kultureller, soziologischer, psychologischer, politischer und ökonomischer Faktoren im Zusammenhang mit der Schaffung, Durchsetzung und Praxis internationaler Sprachen" (DULIČENKO 1982, 83–84).

2.3. Kontrastive Linguistik, Linguistik der Mehrsprachigkeit

Die unter 1.3.b) erwähnte Möglichkeit, die Bezeichnung ‚Interlinguistik' für einen Forschungsbereich zu nutzen, der sich auf alles das beziehen soll,

chen, da diese erkenntnishemmende Metapher zu einer Reihe von Mißverständnissen geführt hat und Vorurteile befördert. Vgl. dazu BLANKE (1985, 26ff.) sowie SAKAGUCHI (1996)

was zwischen den Sprachen geschieht, wurde tatsächlich genutzt. Bereits in den 60-er Jahren wurden Forschungen zu Sprachkontakten und Interferenzproblemen einer ‚Interlinguistik' zugeordnet (vgl. ŽLUTENKO 1966). Den größten Einfluß hatte jedoch der Romanist und Übersetzungswissenschaftler Mario WANDRUSZKA, der, unter Mißachtung traditionell mit ‚Interlinguistik' verbundener Inhalte, diese Bezeichnung für seine Zwecke verwendet:

„Seit zwanzig Jahren (also vom Erscheinungsjahr des Buches, 1971, zurückgerechnet – DB) wird allerorten an einer neuen vergleichenden Sprachwissenschaft gearbeitet. Sie sucht noch nach dem richtigen Namen, nennt sich komparativ-deskriptive, konfrontative, kontrastive, differentielle Linguistik. Um die lebendige Wirklichkeit der Sprachen zu erfassen, geht sie immer mehr dazu über, Übersetzungen in möglichst großer Zahl und Vielfalt miteinander zu vergleichen. Die täglich steigende Flut der Übersetzungen zwischen den verschiedenen Sprachen bietet einen unerschöpflichen Stoff. Linguistik der Mehrsprachigkeit, der Sprachmischung und Mischsprachen, der Übersetzung und des Übersetzungsvergleichs, das „Gespräch zwischen den Sprachen in uns", die neue vergleichende Sprachwissenschaft, die noch ihren Namen sucht, das alles kann man zusammenfassen als I n t e r l i n g u i s t i k" (WANDRUSZKA 1971, 10 [Hervorheb. i. Orig.-DB]).

Danach kann Interlinguistik sehr viel sein, nur nicht das, was Interlinguisten seit MEYSMANS und JESPERSEN darunter verstehen. Natürlich soll nicht bestritten werden, daß interlinguistische Forschungen kontrastiv-linguistische, kontaktlinguistische, komparativ-translationswissenschaftliche und andere Untersuchungen einbeziehen müssen. Das ergibt sich schon aus der Interdisziplinarität des Forschungsbereichs.

Das bei WANDRUSZKA zu findende Verständnis des Gegenstandes der Interlinguistik stiftet nur Verwirrung. So bezeichnen BRDAR/SZABÓ (1993, 323) in einer Studie die kontrastive Lexikologie und die Sprachkontaktforschung als „Unterdisziplinen der Interlinguistik". Auch in die Brockhaus-Enzyklopädie (Mannheim 1989, Band 10) fand die oben genannte Auffassung leider bereits Eingang.

Das alles zeigt, wie sehr die interlinguistische Fachliteratur in der etablierten Sprachwissenschaft ignoriert wird.

2.4. Die Wissenschaft von den Plansprachen ‚Interlingue' und ‚Interlingua'

Letztlich bleibt zu erwähnen, daß die Anhänger von *Occidental-Interlingue*[13] (de Wahl 1922) und *Interlingua* (IALA/GODE 1951) die wissenschaftliche Beschäftigung mit ihren Systemen gelegentlich als „interlinguistica" bezeichnen. Das jedoch wäre, wenn es denn eine Tradition der wissenschaftlichen Erforschung dieser Systeme gäbe, vergleichbar mit der Disziplin, die das Esperanto erforscht, der Esperantologie. Eine solche Disziplin konnte sich jedoch aufgrund der nur wenigen wissenschaftlichen Untersuchungen zu den genannten Systemen bisher nicht herausbilden.

3. Plansprachen

3.1. Wie bereits unter 2.1.2.2. erwähnt, gibt es zahlreiche Versuche, Weltsinnschriften (Pasigraphien) oder sprechbare Systeme als Mittel zur Erleicherung der internationalen Kommunikation zu schaffen. Auch in der Gegenwart entstehen ständig neue Projekte bzw. werden bekannte Systeme wie das Esperanto, refomiert. Die aktuellesten Informationen dazu liefert das Internet (vgl. 6.3.). Dabei spielten und spielen die sprachphilosophischen Vorstellungen von einer „idealen" oder „perfekten" Sprache bewußt oder unbewußt genau so eine Rolle wie das Streben, die Sprachbarriere durch ein diskriminationsfreies alternatives sprachpolitisches Modell zu überwinden, in dem die Hegemonie einer Nationalsprache mit allen sich daraus ergebenden negativen Folgen fehlt.

Von den bisher vorliegenden Plansprachensystemen haben nur wenige eine, zeitlich und in ihrer Kommunikationsleistung begrenzte, Rolle gespielt. Gegenwärtig haben neben nur noch Ido und Interlingua [14] einige Anhänger.

---

[13] Das Plansprachensystem wurde 1922 unter dem Namen Occidental veröffentlicht, jedoch nach 1945 in ‚Interlingue' umbenannt. Um eine Verwechselung mit ‚Interlingua' auszuschließen, wird es häufig als ‚Occidental-Interlingue' bezeichnet.

[14] Für genauere Informationen zu diesen Systemen sowie zum Esperanto vgl. u.a. ALBANI/BUONARROTI 1994, BACK 1996, BAUSANI 1970, BLANKE 1985, CARLEVARO/LOBIN 1979, COUTURAT-LEAU 1907/79, DREZEN 1931/91, DULIČENKO

3.2. Zieht man die Bilanz plansprachlichen Schaffens, so ist das 1887 vom Ludwig Lazar Zamenhof (1859–1917) begründete Esperanto die Plansprache, die sich am weitesten vom Entwurf einer Sprachstruktur zur funktionierenden gesellschaftlichen Realität entwickeln konnte. Seine Praxis ist inzwischen ausreichend beschrieben worden (Vgl. u.a. KÖKÉNY/BLEIER 1933/79; LAPENNA/ LINS/CARLEVARO 1974) bzw. wird in derzeit ca. 300 Periodika reflektiert. Die Zahl praktisch international kommunizierender Plansprachler sowie Quantum und Qualität internationaler Kommunikationsakte betrifft zu über 95% das Esperanto. Viele linguistische und soziolinguistische Fragen zu Plansprachen lassen sich daher nur am Esperanto darstellen.

3.3. Es gibt zahlreiche Gründe, sich mit Plansprachen zu befassen. Es sollen hier nur einige der wichtigsten genannt werden:

3.3.1. Man verfolgt das u.a. auf Descartes, Leibniz, Comenius zurückgehende alte humanistische Ideal einer neutralen Universalsprache, die, da keine Ethnosprache, gleichberechtigte internationale Kommunkation ermöglichen soll. Da sie neben der Muttersprache verwendet wird, soll sie diese nicht ersetzen, sondern schützt sie vor der Hegemonie großer Nationalsprachen (*idealorientierte Motivation*).

3.3.2. Man interessiert sich in erster Linie für den praktischen Nutzen einer bereits existierenden und international funktionierenden, relativ leicht erlernbaren Plansprache (*praxisorientierte Motivation*).

3.3.3. Man sieht in der Plansprachenfrage eine interessante wissenschaftliche Problematik und im funktionierenden Esperanto ein weltweites, bereits über ein Jahrhundert dauerndes, soziolinguistisches Experiment, das quasi unter Laboratoriumsbedingungen erforscht werden kann. Man fragt nach den Kriterien der Struktur, Funktion, Entwicklung und Kommunikationspotenzen einer solchen Sprache, nach den Spezifika ihrer Kommunikationsgemeinschaft (*wissenschaftsorientierte Motivation*).

1990, ECO 1994, JANTON 1993, KUZNECOV 1987, LARGE 1985, MONNEROT-DUMAINE 1969, PEI 1968, STRASSER 1988, SZERDAHELYI 1977, WELLS 1987

Im Zusammenhang hiermit sind auch die erkenntnisfördernden (heuristischen) Einflüsse von Interesse, welche die Beschäftigung mit Plansprachen auf andere Wissensbereiche haben und haben können. André MARTINET bestätigte mir z.B. in einem Interview den heuristischen Einfluß der Plansprachen auf sein linguistisches Denken:

„Unbestreitbar ist mein, übrigens sehr oberflächlicher, Kontakt zu Ido für mein weiteres sprachwissenschaftliches Denken sehr wichtig gewesen. Denn durch ihn wurde mir bewußt, daß nicht die morphologischen Komplikationen den Reichtum einer Sprache ausmachen ..." (MARTINET 1991).

Es wäre in diesem Zusammenhang interessant, der Frage nachzugehen, inwieweit das innovative linguistische Denken von Ferdinand DE SAUSSURE (1857–1913) evt. durch seinen Bruder, den Mathematikprofessor *René* DE SAUSSURE (1868–1943), beeinflußt worden ist. Dieser war ein ausgezeichneter Plansprachler, hat die klassische Wortbildungstheorie des Esperanto begründet und gilt als einer der ersten Esperantologen überhaupt.

Heuristische Einflüsse interlinguistischen Denkens sind in einigen Wissensbereichen nachweisbar.

Eugen WÜSTER begründete nicht nur die Terminologiewissenschaft, er gehört auch zu den Begründern der Esperantologie. Sein umfangreiches, bis heute nur unzureichend erschlossenes, plansprachliches Wirken (vgl. die Bibliographie bvon LANG/LANG/REITER 1979) hat sich entscheidend auf die Entwicklung seines terminologiewissenschaftlichen Denkens ausgewirkt (W.BLANKE 1989).

Von Interesse könnten auch die von den 20-er bis in die 70-er Jahre immer wieder durchgeführten Unterrichtsexperimente sein, in denen Esperanto als Propädeutikum für das Erlernen anderer Fremdsprachen vermittelt wurde. Den vorliegenden Untersuchungen zufolge (vgl. SYMOENS 1992) haben Esperanto-Vorkenntnisse erheblich fördernden Einfluß auf das Fremdsprachenstudium, u.a. weil an dieser regelmäßigen Sprache quasi modellhaft wichtige typische Sprachstrukturen und -prozesse (z.B. Graphem-Phonem-Relation, Agglutination, syntaktische Strukturen, Wortbildung) dargestellt werden können und wesentliche Teile der modernen internationalen Lexik vermittelbar sind.

Und letztlich sei auf das automatische Übersetzungssystem DLT („Distributed Language Translation") hingewiesen, das ein leicht modifiziertes Esperanto als maschineninterne Brückensprache verwendet. Eine Prototypversion von DLT hat in den 80-er Jahren dessen Funktionsfähigkeit bewiesen (vgl. SADLER 1991; SCHUBERT 1988).

Plansprachen sind ein Sonderfall der *Sprachplanung*. Fachleute für Sprachplanung („language planning") interessieren sich nicht selten für Interlinguistik und Esperantologie. Das gilt auch umgekehrt. Die sprachpolitische Zeitschrift „Language Problems & Language Planning" (LPLP, Amsterdam: Benjamins) wurde von Interlinguisten begründet (erschien 1969–1977 mit dem Esperanto-Titel „La Monda Lingvo-Problemo" bei Mouton) und wird auch heute noch von Interlinguisten redigiert. Die Zeitschrift verfügt über einen interlinguistischen Teil.

4. Zu einigen Besonderheiten des Esperanto

Untersuchungen zum Esperanto werden durch einige Besonderheiten beeinflußt, die diese Sprache auszeichnen. Dazu zählen :

a) Es wurde 1887 zuerst eine Skizze des Sprachsystems („langue") veröffentlicht. Erst danach begann die Verwendung der Sprache („parole"), die dann wiederum auf die Entwicklung der „langue" zurückwirkte.
b) Esperanto ist ein Produkt der Sprachplanung in dem Sinne, daß der bewußte Planungsakt nicht lediglich teilverändernd ist (wie das bei Ethnosprachen der Fall ist, die durch Sprachplanung beeinflußt werden), sondern *systemschaffend*. Sprachplanerische Elemente wirken ständig weiter, und zwar sowohl verändernd als auch konservierend, wobei die Sprache prinzipiell den allgemein für Sprachentwicklung geltenden Gesetzen und Faktoren unterliegt.
c) Esperanto existiert nur als Fremdsprache und nicht wirklich als Muttersprache, wenn man von einigen hundert bi- oder trilingual aufwachsenden Kindern absieht (vgl. CORSETTI/LA TORRE 1995). Somit gibt es keinen „native speaker" im üblichen Sinne, und das Problem der Kompetenz gestaltet sich anders. Jeder Esperanto-Sprecher ist (wie bei Fremdsprachen selbstverständlich, natürlich auf unterschiedlich hohem Niveau) also mindestens zweisprachig.

d) Da es nicht die Aufgabe einer Plansprache ist, als Muttersprache zu funktionieren, sind Vergleiche mit Ethnosprachen in ihrer Rolle als Muttersprache kaum relevant. Zutreffender könnten die z.B. Esperanto betreffenden Erscheinungen beschrieben werden, wenn sie mit denen von Ethnosprachen in ihrer Rolle als internationales Verständigungsmittel verglichen würden.
e) Im Unterschied zu Ethnosprachen ist das Alter der Plansprache genau bestimmbar. Das „Geburtsdatum" des Esperanto ist der 26.7.1887. An diesem Tag erschien die Projektskizze eines anonymen Dr. Esperanto (von esperi-hoffen, esperanto-der Hoffende) in russischer Sprache in Warschau (vgl. DR.ESPERANTO 1887). Es ist also möglich, den vorhandenen, schriftlich fixierten, Textkorpus der Sprache auch quantitativ relativ genau einzugrenzen. Daneben existiert auch umfangreiches, auf Tonträgern (Schallplatten, Tonbändern [u.a. von Rundfunksendungen] Filmen, Videobändern, CDs) fixiertes, phonetisches Material.
f) Esperanto wird in erster Linie schriftlich verwendet, obgleich die mündliche Sprachverwendung zunimmt. Das quantitative Verhältnis der beiden Realisierungsformen ist möglicherweise umgekehrt als bei Ethnosprachen.

5. Interlinguistik und Esperantologie

Die Skizze des Esperanto wurde 1887 von L. ZAMENHOF veröffentlicht. Man hat also heute 110 Jahre kontinuierlicher Praxis und Entwicklung wenigstens einer Plansprache für Forschungszwecke zur Verfügung. Viele Fragen, wie z.B. die nach dem Zerfall in Dialekte, nach dem Verhältnis von Diachronie und Synchronie, die Möglichkeiten und Grenzen einer Plansprache, sich den sich verändernden Anforderungen der internationale Kommunikation anzupassen, können heute mit mehr Sicherheit beantwortet werden, als zu Zeiten von Ferdinand de SAUSSURE oder Otto JESPERSEN.

Die, besonders nach dem zweiten Weltkrieg, wachsende Menge wissenschaftlicher Untersuchungen über Esperanto berechtigen dazu, von einer eigenen linguistischen Disziplin, der *Esperantologie*, zu sprechen. Diese Disziplin ist nach MANDERS (1950 4) „der Zweig der Sprach-

wissenschaft, dessen spezielles Untersuchungsobjekt das Esperanto ist ... Dabei handelt es sich um konstatierende, deskriptive Wissenschaft. Sie schreibt nicht vor und hat keine Reformen oder Verbesserungen zum Ziel, sondern akzeptiert das Esperanto so, wie es ist."

WÜSTER hingegen ist der Meinung, daß die „bewußte, organisierte Sprachentwicklung" ein Grundzug der Esperantologie sein müsse. Auch NEERGAARD (1942/79, 4), der die erste wissenschaftstheoretisch-bibliographische Übersicht über die Esperantologie und ihre Teilgebiete vorgelegt hat, unterstreicht den sprachplanerischen Zug, den die Esperantologie besitze. Das entspricht der Tatsache, daß Esperanto in seinen Grundlagen ein Akt der Sprachplanung ist und auch in seiner Entwicklung Elemente von Sprachplanung immer feststellbar waren und und wohl auch weiterhin erforderlich sein werden.

Das Esperanto gäbe es nicht ohne seine Sprachgemeinschaft mit ihrer häufig durch Verfolgungen und Repressalien gekennzeichneten Geschichte[15], ihren Traditionen und ihrer spezifischen Kultur. Auch diese Komponenten müssen in den Gegenstand der Esperantologie einfließen, so daß sie zu einem interdisziplinär zu betrachtenden linguistischen Forschungszweig wird, der sich nicht auf rein linguistische Untersuchungen beschränken läßt.

Man könnte also sagen, daß die Esperantologie der Zweig der Interlinguistik ist, welcher die Quellen und Bauprinzipien, die Struktur, die Entwicklung, die Funktionen, die Verwendungsbereiche und die Kommunikationsleistung sowie die Sprachgemeinschaft mit ihrer Geschichte der 1887 von L.L. ZAMENHOF begründeten Sprache Esperanto erforscht. Die Esperantologie ist eine vorwiegend deskriptive Disziplin, jedoch mit präskriptiven Elementen.

6. Wege zur interlinguistischen und esperantologischen Fachliteratur

Der Zugang zur interlinguistisch-esperantologischen Fachliteratur, die nach unseren Schätzungen zu etwa 60% in Plansprachen vorliegt (davon

15 Vgl. LINS 1988 über die Verfolgung der Esperantisten unter Hitler und Stalin.

wiederum ca. 90%–95% in Esperanto), ist für den Nichtfachmann oft sehr schwierig. Die Folge davon ist nicht selten, daß Linguisten, wenn sie sich dann doch gelegentlich zu interlinguistischen Themen äußern, ihre Auffassungen auf zufällig gefundene und häufig nicht relevante Quellen stützen.

Es sollen daher im folgenden einige Wege zu einer fachgerechten Information über die Ergebnisse der Interlinguistik und Esperantologie aufgezeigt werden (vgl. genauer BLANKE 1996).

6.1. Bibliographische Hilfsmittel

6.1.1. Bibliographische Registrierwerke zur allgemeinen Sprachwissenschaft oder zu einzelnen Disziplinen enthalten selten interlinguistische Sektionen. Eine der Ausnahmen bildet die Kommentierte Bibliographie zur Slavischen Soziolinguistik (BRANG/ZÜLLIG 1998 1: 1143–1157), die 192, z. T. kommentierte, Einträge enthält.

6.1.2. Von Interlinguisten erstellte Bibliographien erfassen einen Teil des grundlegenden Schrifttums. Bis Mitte der 20-er Jahre ist wichtige Literatur in und über viele Plansprachen in der klassischen Bibliographie von STOJAN (1929/79) registriert. HAUPENTHAL (1968), TONKIN (1977), WOOD (1982) sowie TONKIN/FETTES (1996) bieten jeweils eine kommentierte Auswahl neuerer Veröffentlichungen. SYMOENS (1989; 1995) war bemüht, die bisher zu interlinguistischen Themen weltweit vorliegenden Dissertationen zu erfassen.

Die bisdato vollständigste, chronologisch geordnete Liste sämtlicher bis 1973 erfaßten Plansprachensysteme, mit linguistischer Kurzcharakterisierung, Sprachbeispielen und grundlegenden bibliographischen Informationen stammt von DULIČENKO (1990). Die bisher umfangreichste Bibliographie interlinguistisch-esperantologischer Bibliographien (inklusive versteckter Bibliographien) wurde vom Autor dieser Studie vorgelegt, der darin auch ca. 2000 Titel des wichtigsten Schrifttums bis etwa 1983 erfaßt und verarbeitet hat (vgl. BLANKE 1985:296–381).

Zahlreiche Studien befinden sich in oft schwer zugänglichen plansprachlichen Zeitschriften. Eine Bibliographie, die von 1880 bis zur Gegenwart ca. 14 000 Periodika in und über Plansprachen (davon ca. 90%

Esperanto betreffend) enthält, wird von MÁTHÉ und HERNÁNDEZ YZAL vorbereitet[16]. Sie kann als modernisierte Fortsetzung der Bibliographie plansprachlicher Periodika von TAKÁCS (1934) angesehen werden, die seinerzeit 1276 Titel in Esperanto und 195 von anderen Plansprachensystemen registrierte.

6.1.3. Die schnellste Information über laufende Neuerscheinungen ist durch die Auswertung der folgenden wichtigsten internationalen linguistischen Bibliographien mit interlinguistischen Sektionen möglich:

1. *Bibliographie linguistique de l'année ... et compléments des années précédentes. Hrg. v. Comité International Permanent des Linguistes. Utrecht: Spectrum (BL-CIP)*
2. *Bibliography of Linguistic Literature, Frankfurt/M.: Klostermann (BLL)*
3. *Modern Language Association of America: MLA. International Bibliography of Books and Articles on the Modern Languages and Literatures. New York. (MLA)*
4. *Linguistics and Language Behavior Abstracts (incorporating Reading Abstracts). San Diego: Sociological Abstracts Inc. (LLBA)*

6.1.3.1. Die BL-CIP erscheint seit 1939. Ab 1948 enthält sie interlinguistische Rubriken mit unterschiedlicher Bezeichnung: *Langues auxiliaires – auxiliary languages/Interlinguistique – Interlinguistics/Interlinguistics (planned languages) – und seit 1989: Interlinguistique (langues planifiées)*. Die Zahl der erfaßten Titel ist sehr gering und in keiner Hinsicht repräsentativ für die wirklich relevante Fachliteratur. Sie betrug 1948–1992 nur 408 Titel, d.h. jährlich im Durchschnitt 7–8 Einträge.

6.1.3.2. Die interlinguistischen Rubriken der BLL sind *Plansprachen* (1971–1980) bzw. seit 1981 *Plansprachen/Artificial languages*. Die Kriterien für die Erfassung der Titel sind, ähnlich wie bei der BL-CIP, unklar.

---

16 Vgl. Máthé 1993 sowie den Probedruck ‚Rondo Takács' 1992. In Budapest erscheint seit 1993 das bibliographische Bulletin „Periodaĵoj".

Von 1971–1992 wurden insgesamt 239 interlinguistische Titel erfaßt, d.h. jährlich im Durchschnitt 10–11 Einträge.

6.1.3.3. In der MLA erfolgt die weltweit wohl umfangreichste und vielseitigste Bibliographierung linguistischer Literatur, was sich auch auf die Erfassung der interlinguistischen Fachliteratur auswirkt. Interlinguistische Rubriken erscheinen erst ab 1960, seit 1983 als: *Auxiliary languages. International languages.*

Die Mitarbeiter dieser interlinguistischen Rubriken sind seit 1992 Humphrey TONKIN, Jane EDWARDS und Detlev BLANKE.

In der Zeit von 1971–1992 erfaßte die MLA 3724 Titel, d.h. jährlich im Durchschnitt 170 Titel. Diese Zahlen sind jedoch nur Mindestwerte für das gesamte registrierte Material. Denn in den ebenfalls in der MLA-Bibliographie befindlichen großen Sektionen zur Literaturtheorie sowie zur Folklore werden auch Titel in Plansprachen aufgeführt, z.B. Beiträge, die Übersetzungen aus Ethnosprachen in Esperanto betreffen, kulturtheoretische Beiträge u.ä., so daß pro Jahr evt. ca. 50 weitere Einträge hinzukommen.

Die MLA-Bibliographie erscheint jährlich in zwei A-4 Bänden mit jeweils ca. 1400–1600 S. Im Band „Classified Listings, Author Index", der die genannte Rubrik enthält, befindet sich die Sektion ‚Esperanto'. Sie enthält, in Abhängigkeit vom anfallenden Material, u.a. folgende Bereiche:

Bibliographie, Grammatik, Lexikologie (diese wiederum nach Wortarten untergliedert), Etymologie, Lexikographie, Phraseologie, Terminologie, Wortentlehnung, Morphologie (inklusive Wortbildung), Onomastik (Anthroponyme, Hydronyme, Toponyme ...), Phonetik, Phonologie, Pragmatik, Semantik, Stilistik, Syntax (z.B. Aspekte, Kasus, Prädikate, Satzgliedfolge), Übersetzungstheorie (inkl. Maschinenübersetzung), Schriftsystem (Alphabet, Orthographie).

Die MLA-Bibliographie ist inzwischen auch auf CD-ROM erhältlich.

6.1.3.4. Der Referatedienst LLBA erscheint seit 1965 und definiert sich als *„collection of nonevaluative abstracts which reflects the world's literature in language behavior, linguistics, and related disciplines and a comprehensive book review bibliography"* (LLBA 29 (1995) 1, S. 19). Die

Serie erscheint jährlich mit 5 Ausgaben (pro Ausgabe ca. 400–500 S.). Sie enthält Kurzbeschreibungen linguistischer Zeitschriftenartikel und Monographien. Sektion 18, eine Unterabteilung von *Descriptive Linguistics*, nennt sich *International Languages* und enthält pro Band 5–15 Zusammenfassungen, z.T. auch Beiträge, die man nicht unbedingt zur Interlinguistik zählen würde. Dennoch lohnt sich die Auswertung auch dieses Materials.

6.1.4. In nationalen sprachwissenschaftlichen Bibliographien findet man nur selten interlinguistische Sektionen. Eine Ausnahme mag die jährliche Publikation *Sprachwissenschaftliche Informationen* des Zentralinstituts für Sprachwissenschaft der Akademie der Wissenschaften der DDR gewesen sein, die von 1985–1991 eine Sektion Plansprachen enthielt[17].

6.1.5. Interlinguistische Newsletters informieren relativ schnell und präzise über Neuerscheinungen, laufende Projekte und andere Aktivitäten.

Das *Center for Research and Dokumentation on World Language Problems* (Rotterdam/Hartford-USA), Mitherausgeber der bereits erwähnten Zeitschrift *Language Problems & Language Planning*, veröffentlicht seit 1974, mit Unterbrechungen, einen interlinguistischen Newsletter in Esperanto, das *Informilo por Interlingvistoj* (IpI, Informationsblatt für Interlinguisten)[18]. IpI informiert relativ umfassend und weltweit über die wichtigsten interlinguistischen und esperantologischen Neuerscheinungen. Bis Ende 1997 sind insgesamt 48 Nummern erschienen.

Mit IpI vergleichbar sind die *Interlinguistischen Informationen*, IntI. Sie werden von der in Deutschland agierenden *Gesellschaft für Interlinguistik e.V.* (GIL) seit 1992 herausgegeben und vom Autor redigiert. Bis Ende 1997 lagen 18 Nummern vor. Sowohl IpI als auch IntI verfolgen das gesamte wissenschaftliche Schrifttum zu Esperanto und anderen Plansprachen. Sie schließen auch sprachenpolitische und andere Aspekte der internationalen Kommunikation ein.

In den USA erscheint ein Bulletin mit dem Titel *Esperantic Studies*.

Schließlich sei erwähnt, daß der chinesische Interlinguist LIU Haitao

---

17 Diese wurde von D. Blanke erarbeitet, vgl. JÜTTNER 1990.

18 Seit 1992 von D. Blanke redigiert.

(Datong/Qinghai) seit 1992 einen Teil der erwähnten Materialien im chinesischsprachigen Bulletin (mit Titel in Esperanto) *Interlingvistika Kuriero* reflektiert.

6.1.6. Kataloge mit Angeboten zur erhältlichen plansprachlichen Literatur werden zur Zeit in periodischen Abständen nur von *Universala Esperanto-Asocio* (UEA,Rotterdam) und von der *Union Mundial pro Interlingua* (UMI, Beekbergen/Niederlande) herausgegeben.

Der UEA-Katalog enthält für 1994[19] etwa 3200 Titel. Jährlich erscheinen etwa 200–250 weitere. Der Katalog enthält u.a Lehr- und Wörterbücher in 47 Sprachen. In den Rubriken *Sprache, Esperantologie, Interlinguistik, Sprachenprobleme* und (Esperanto)-*Bewegung und Geschichte* werden insgesamt 318 Titel angeboten. Wir finden weiterhin 47 Bände einer im Verlag Ludovikito (Kyôto) vom Japaner Itô Kanzi herausgegebenen Gesamtausgabe der Werke Zamenhofs. In der Rubrik *Bibliographien* (zur Interlinguistik und Esperantologie sowie zur Esperanto-Literatur) werden 31 Titel registriert. Über aktuelle Neuerscheinungen informiert monatlich das Organ des Welt-Esperanto-Bundes, *Esperanto*, in der Rubrik *Laste aperis* ...(zuletzt erschien ...).

Der Interlingua-Buchkatalog von 1996 enthält 234 Titel, in erster Linie Lehrmaterialien in 20 Sprachen. Jährlich kommen etwa 10–15 in Interlingua verfaßte Materialien hinzu[20]. Interlinguistische Studien sind nicht vertreten.

6.2. Plansprachliche Bibliotheken und Archive

Von großer Bedeutung für die Beschaffung der relevanten inter-linguistischen/esperantologischen Fachliteratur sind die öffentlichen und privaten Bibliotheken und Archive mit Plansprachenmaterialien. GJIVOJE (1980) hat 30 der bedeutendsten genauer beschrieben. Nach einer 1992 in

---

19 Vgl. Libroservo de UEA (1994): Esperanto-Katalogo. Libroj kaj aliaj eldonaoj. Rotterdam: Universala Esperanto-Asocio, 169 S.

20 Vgl. Bibliographia de Interlingua. Catalogo de publicationes in e pro Interlingua. Beekbergen: Servicio de libros U.M.I., edition januario 1996 (numero 23), 28 S.

Wien von MÁTHÉ vorgetragenen Übersicht gibt es im Weltmaßstab über 100 solcher Einrichtungen in etwa 30 Ländern[21]. Sie enthalten in der Regel die für die Forschung wichtigsten interlinguistischen und esperantologischen Werke, außerdem zahlreiche plansprachliche Periodika und z.T. auch wichtige Archivalien.

Die bedeutendsten Sammlungen sind das *Internationale Esperanto-Museum Wien* (als ‚Sammlung Plansprachen' eine Abteilung der Österreichischen Nationalbibliothek)[22] und das *Centre de documentation et d'étude sur la langue internationale* (CDELI), als Teil der Stadtbibliothek in La Chaux-de-Fonds (Schweiz). Sie enthalten Materialien nicht nur in und über Esperanto, sondern auch die weltweit umfangreichsten Sammlungen zu anderen Plansprachensystemen (insbesondere zu Volapük, Occidental-Interlingue, Ido, Novial, Interlingua). Letzteres trifft besonders auf CDELI zu. Es folgen die *Hodler-Bibliothek* von Universala Esperanto-Asocio in Rotterdam (vgl. LINS 1995), die *Bibliothek Butler* des Britischen Esperanto-Verbandes in London, die *Bibliothek des Deutschen Esperanto-Instituts in Aalen*[23], das (private)*Spanische Esperanto*-Museum in Sant Pau d'Ordal (Barcelona), die (private) *Esperanto-Sammlung Károly Fajszi* (vgl. PATAKI-CZELLER 1991) in Budapest sowie die vor allem auf plansprachliche Periodika spezialisierte Sammlung *Cesar Vanbiervliet* als Teil der Stadtbibliothek Kortrijk (Belgien). Erwähnung verdienen ferner die Sammlungen der *Katholischen Universität Lublin* (vgl. WOTJAKOWSKI 1979) und der *Universitätsbibliothek Amsterdam.*[24]

6.3. Interlinguistik im Internet[25]

Relativ schnell aktualisierbare Informationen über Interlinguistik sind seit einiger Zeit in der von Mark FETTES im Internet aufgebauten *home page*

---

21 Vortrag gehalten im Rahmen der vom Autor geleiteten 15. Esperantologischen Konferenz auf dem 77. Esperanto-Weltkongreß 1992 in Wien.

22 Vgl. die leider inzwischen erheblich veralteten Kataloge STEINER 1957; 1958; 1969; HUBE/MÄRZ 1975.

23 Der auf Diskette erhältliche Katalog enthält bis Ende 1997 etwa 15 000 Titel.

24 Vgl. Catalogi Kunsttalen I, II 1969.

25 Diese Informationen verdanke ich Ulrich BECKER. Sie wurden von Mark FETTES ergänzt.

Esperanto Studies and Interlinguistics unter http://infoweb.magi.com /~mfettes/index.html. zu finden. Sie enthält neben weiteren Internet-Adressen zu anderen Plansprachen u.a. eine Erläuterung zum Gegenstand der Interlinguistik (Übernahme von SCHUBERT 1989b) und eine kommentierte Forschungsbibliographie zur Esperantologie (erschienen als TONKIN/FETTES 1996). Man findet weiterhin Informationen zum *Center for Research and Documentation on World Language Problems* und dessen Konferenzen und Veröffentlichungen, zu den Periodika *Language Problems & Language Planning, Esperantic Studies, Informilo por Interlingvistoj* und anderen Publikationen sowie zur Hodler-Bibliothek in Rotterdam. Von Interesse ist auch die Übernahme des Forschungsprojekts *Esperanto und Erziehung* von FANTINI/REAGAN (1992). Unter der Internet-Adresse (URL): *http://www.io.com/~hmiller/biblio.html/* oder auch *http:// www.webcom.com/~donh/biblio.html/* findet man eine von Richard HARRISON zusammengestellte und nur im Internet gespeicherte *Bibliographie über Plansprachen*, die auch in der home page von Fettes aufgeführt wird. Martin WEICHERT

(http://www.cs.chalmers.se/~martinw/esperanto/veb/) bemüht sich um die Schaffung einer virtuellen Esperanto-Bibliothek, deren vorhandene Teile unter dem URL

http://www.cs.chalmers.se/~martinw/esperanto/veb/bibl.html/ zu finden sind. Unter den so über Internet einsehbaren Katalogen befindet sich auch jener der Bibliothek aus Aalen (vgl. auch genauer BECKER 1996; FETTES 1997)[26]. Informationen über die „Gesellschaft für Interlinguistik e.V.(GIL)" enthält http://www.snafu.de/~ubecker/gesellsc.htm#allgemein.

6.4. Bio-bibliographische Verzeichnisse von Wissenschaftlern

Interlinguisten und Esperantologen sind nur selten in ethnosprachigen Who's Who-Handbüchern registriert. Über deutsche Sprachwissenschaft-

[26] Bibliographische und andere interlinguistische Materialien, darunter eine als Hypertext aufbereitete detaillierte Grammatik des Esperanto, Wörterbücher, Bibliographien, zahlreiche Texte in Esperanto, darunter die komplette Bibel u.a.m. sind auch auf der vom Deutschen Esperanto-Bund herausgegebenen Multimedia-CD „espeRom" gespeichert (vgl. den Inhalt bei BLANKE 1997b)

ler informiert KÜRSCHNER (1994) in seinem *Linguistenhandbuch*, das unter den Hauptarbeitsgebieten auch *Interlinguistik (Plansprachenforschung)* und im Sprachenregister *Esperanto und Plansprachen* mit Verweisen auf die vorgestellten Linguisten (mit biographischen u. bibliographischen Informationen) aufführt.

Die 17. Ausgabe von *Kürschner's Deutschem Gelehrten-Kalender* (1996 erschienen bei Walter de Gruyter, Berlin) enthält ebenfalls Informationen über Interlinguisten sowie deren detaillierte Bibliographien auf der dazu gehörenden CD-ROM.

Sehr nützlich ist auch das Who's Who des Esperanto, *Kiu estas Kiu en scienco kaj tekniko* von DARBELLAY (1981), das 200 zeitgenössische esperantosprachige Wissenschaftler verschiedener Disziplinen aus aller Welt mit ihren wichtigsten Veröffentlichungen vorstellt, darunter Interlinguisten und Esperantologen. Eine wesentlich erweiterte Auflage wird vorbereitet.

Literatur

- *Albani,Paolo/Buonarroti,Berlinghiero (1994):* Aga magéra difúra. Dizionario delle lingue immaginarie. Torino: Zanichelli, 478 S.
- *Back, Otto (1994):* Demandoj pri la scienca statuso de planlingvaj temoj. In: Maitzen/Mayer/Tišljar 1994: 133–136
- *Back, Otto (1996):* Plansprachen. In:Goebel, Hans/Nelde, Peter H./Stary,Zdeněk/Wölck, Wolfgang (Hrsg. 1996): Kontaktlinguistik, Contact Linguistics. Linguistique de contact. HSK 12.1., Vol.1, Berlin- New York: de Gruyter: 881–887
- *Bausani, Alessandro (1970):* Geheim- und Universalsprachen. Stuttgart: Kohlhammer, 175 S.
- *Barandovská-Frank, Věra (1995):* Enkonduka lernolibro de interling-vistiko. Sibiu: Universităţi, 106 S.
- *Becker, Ulrich (1996):*Interlinguistik im Internet. In: IntI 5, Nr. 21 (3): 2–13
- *Blanke, Detlev (1977):* Interlinguistik und interlinguistische Forschungen. In: ZPSK, 30(1977)6: 389–398
- *Blanke, Detlev (1985):* Internationale Plansprachen. Eine Einführung. Berlin: Akademie-Verlag, 408 S.
- *Blanke, Detlev (1987):* The Term ‚Planned Language'. In: LPLP 11(1987)3: 335–349
- *Blanke, Detlev (1996):* Wege zur interlinguistischen und esperantologischen Fachliteratur. In: LPLP 20 (1996)2: 168–181
- *Blanke, Detlev (1997a):* Zur Plansprache Esperanto und zur Esperantologie im Werk von Eugen Wüster. In: Eichner/Ernst/Katsikas 1997: 315–334

- *Blanke, Detlev (1977b)*: Die Multimedia-CD „espeRom". In: IntI 6, Nr. 23(2): 5–8
- *Blanke, Wera (1989)*: Terminological standardization – its roots and fruits in planned languages. In: Schubert 1989a: 277–292
- *Bormann, Artur (1958/76)*: Grundzüge der Interlinguistik. In: Haupenthal 1976: 278–296
- *Bormann, Werner (1995)*: Die Hamburger Interlinguistik-Vorlesung. Kiel: Strigo, 127 S.
- *Brang,Peter/Züllig,Monika (1981)*: Kommentierte Bibliographie zur Slavischen Soziolinguistik. Band II. Bern: Peter Lang: 1142–1157
- *Brdar Szabó,Rita/Brdar,Mario (1993)*: Synonymie und Interlinguistik. In: IRAL XXXI (1993) 4: 323–329
- *Carlevaro, Tazio (1995)*: Per costruire una lingua. L'interlinguistica tra autonomia e neolatinismo. (2. Ed.) Bellinzona: Hans Dubois, 155 S.
- *Carlevaro, Tazio/Lobin, Günther (1979)*: Einführung in die Interlinguistik.(Enkonduko en interlingvistikon). Alsbach: Leuchtturmverlag, 263 S.
- *Catalogi Kunsttalen I (1969)*. Esperanto. Catalogus van de boekerij der Nederlandse Esperantisten-vereniging „La Estonto estas nia" en van de Esperanto-collectie in de Universiteitsbibliotheek. Eerste Deel.(Speciale Catalogi, Nieuwe Serie, No. 5), Amsterdam: Universiteitsbibliotheek, 338 S.
- *Catalogi Kunsttalen II (1969)*. Esperanto. Catalogus van de boekerij der Nederlandse Esperantisten-vereniging „La Estonto estas nia" en van de Esperanto-collectie in de Universiteitsbibliotheek. Tweede Deel. Tijdschriften – en Serietitels. (Speciale Catalogi, Nieuwe Serie, No. 5), Amsterdam: Universiteitsbibliotheek, 56 S.
- *Corsetti, Renato/La Torre, Mauro (1995)*: Quale lingua prima ? per un esperimento CEE che utilizzi l'esperanto. In: LPLP 19, 1: 26-46
- *Couturat,Louis/Leau,Léopold (1903/79)*: Histoire de la langue universelle. Les nouvelles langues internationales. Mit einem bibliographischen Nachtrag von Reinhard Haupenthal. Hildesheim-New York: Olms. (Nachdruck der Ausgaben von 1903 u. 1907), 576 + 110 S.
- *Darbellay, Christian (1981)*: Kiu estas kiu en scienco kaj tekniko. Neuss: Autor, 275 S.
- *Dr. Esperanto* (= L.L. Zamenhof)1887: Meždunarodnyj jazyk. Predislovie i polnyj učebnik. Warschau: Kelter, 40 S.
- *Drezen, Ernest K. (1931/91)*: Historio de la Mondolingvo. 4–a Esperanto-eldono redaktita kaj komentita de Sergej N. Kuznecov, Moskva: Progreso, 452 S.
- *Duličenko, Aleksandr D. (1982)*:Interlingvistika. In: Aktual'nye problemy sovremennoj interlingvistiki (Interlinguistica Tartuensis I). Tartu: Tartskogo gosudarstvennogo universiteta: 68–93
- *Duličenko, Aleksandr D. (1989)*: Interlingvistika: suščnost' i problemy. In: Obščaja interlingvistika i planovye jazyki. (Interlinguistica Tartuensis VI), Tartu: Univ. 1989:8–41
- *Duličenko, Aleksandr D. (1990)*: Meždunarodnye vspomogatel'nye jazyki. Tallin: Valgus, 445 S.
- *Eco, Umberto (1994)*: Die Suche nach der vollkommenen Sprache. (A.d. Ital. v. B. Kroeber). München: Beck, 388 S.
- *Eichner,Heiner/Ernst,Peter/Katsikas,Sergios (1997)*: Sprachnormung und Sprachplanung. Festschrift für Otto Back zum 70. Geburtstag. Wien: Edition Praesens (2.Aufl.), 511 S.
- *Fantini,Alvino E./Reagan,Timothy G. (1992)*: Esperanto and Education: Towards a research agenda. Washington: Esperantic Studies Foundation, 136 S.

- *Felber,Helmut/Lang,Friedrich/Wersig,Gernot (1979, Red.):* Terminologie als angewandte Sprachwissenschaft. Gedenkschrift für Univ. – Prof.Dr. Eugen Wüster. München: Saur, 272 S.
- *Fettes, Mark (1997):* Interlinguistics and the Internet. In: LPLP 21, 2: 170–176
- *Frank, Helmar (1994):* Programmatische Notiz zur Interlinguistik als akademische Disziplin. In: grkg 35(1994)4: 153–160
- *Gjivoje, Marinko (1980):* Konsultlibro pri Esperantaj bibliotekoj kaj muzeoj. Zagreb: Autor, 55 S.
- *Hartmann,R.R.K./Storck, F.C. (1972):* Dictionary of Language and Linguistics. London: Applied Science Publishers
- *Haupenthal, Reinhard (1968):* Enkonduko en la Libroscienco de Esperanto. Bibliografia gvidilo kun komento. Nürnberg: Pickel, 44 S.
- *Haupenthal, Reinhard (1971):* Was ist und zu welchem Zweck betreibt man Interlinguistik ? In: Linguistische Berichte 4(1971)15: 48–52
- *Haupenthal, Reinhard (1976, Hrsg.):* Plansprachen. Beiträge zur Interlinguistik. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft, 365 S.
- *Hube, Walter/März, Herbert (1975):* Alfabeta katalogo pri la kolektoj de Internacia Esperanto-Muzeo en Wien. Parto II (M-Z), Wien: Internacia Esperanto-Muzeo en Wien/Österreichische Nationalbibliothek, 378 S.
- *Janton, Pierre (1993):* Esperanto. Language, Literature, and Community. Ed. by Humphrey Tonkin. Translated by Humphrey Tonkin, Jane Edwards, and Karen Johnson-Weiner. Albany: State University of New York Press, 169 S.
- *Jespersen, Otto (1930–31):* A new science: interlinguistics. In: Psyche 11: 57–67 (deutsch in Haupenthal 1976: 148–162)
- *Jüttner, Irmtraud (1990, Red.):* Bibliographie zur Sprachwissenschaft der DDR für das Jahr 1989 (mit einem Nachtrag für 1988). (Sprachwissenschaftliche Informationen Nr. 14). Berlin: Akademie der Wiss. der DDR, Zentralinstitut für Sprachwissenschaft, 323 S.
- *Kökény,Lajos/Bleier, Vilmos (1933/79, Red.):* Enciklopedio de Esperanto, Budapest: Hungara Esperanto-Asocio, 600 S.
- *Kürschner, Wilfried (1994, Hrsg.):* Linguistenhandbuch. Biographische und bibliographische Daten deutschsprachiger Sprachwissenschaftlerinnen und Sprachwissenschaftler der Gegenwart. Tübingen: Narr, 2 Vol., 1191 S.
- *Kuznecov, Sergej N. (1987):* Teoričeskie osnovy interlingvistiki. Moskva: Izd. Univ. Družby narodov, 207 S.
- *Lang, Anneliese/Lang, Friedrich H./Reiter, Rosa(1979):* Bibliographie der Arbeiten Wüsters auf den Gebieten der Terminologie, Dokumentation, Klassifikation, Normung und Sprachwissenschaft. In: Felber/Lang/Wersig 1979: 29–57
- *Lapenna, Ivo/Lins, Ulrich/Carlevaro, Tazio (1974):* Esperanto en perspektivo. Faktoj kaj analizoj pri la Internacia Lingvo. Rotterdam: Universala Esperanto-Asocio, 843 S.
- *Large, Andrew (1985):* The Artificial Language Movement. Oxford: Basil Blackwell, 239 S.
- *Lindstedt, Jouko (1981):* Science studi planlingvojn: komencaj notoj. In: Planlingvistiko 1(1981)O (vintro): 2–3
- *Lins, Ulrich (1988):* Die gefährliche Sprache. Die Verfolgung der Esperantisten unter Hitler und Stalin. Gerlingen: Bleicher, 326 S.
- *Lins, Ulrich (1995):* Die Hodler-Bibliothek in Rotterdam. In: Intl 4, 17–18(5-6): 8–11

- *Maitzen, Hans Michael/Mayer, Herbert/Tišljar, Zlatko (1994, eld.):* Aktoj. Internacia scienca simpozio „Esperanto 100-jara". Universitato de Vieno 28–30.10.1987, Vieno: Esperanto Laborkomitato, Pro Esperanto; Maribor: Interkulturo, 250 S.
- *Manders, Wilhelmus J.A. (1950):* Interlingvistiko kaj esperantologio. Purmerend: Muusses, 77 S.
- *Martinet, André (1991):* Sur quelques questions d'interlinguistique. Une interview de François Lo Jacomo et Detlev Blanke. In: ZPSK 44 (1991) 6: 675–687
- *Máthé, Árpád (1993):* Bibliografio de planlingvaj periodaĵoj. In: Periodaĵoj. Bibliografia organo de Rondo Takács. Budapest. N-ro 1 (julio 1993): 2
- *Meier, Georg F./Meier, Barbara (1997):* Sprache. Sprachentstehung. Sprachen. Handbuch der Linguistik und Kommunikationswissenschaft. Band 1. Berlin: Akademie-Verlag, 543 S.
- *Meysmans, Jules (1911–12/76):* Eine neue Wissenschaft. In: Haupenthal 1976: 111–132
- *Monnerot-Dumaine, Marcel (1969):* Précis d'interlinguistique générale et spéciale. Paris: Librairie Maloine, 210 S.
- Mounin, Georges (1974, ed.): Dictionnaire de la linguistique. Paris: Presses universitaires de France
- *Neergaard, Paul (1942/1979):* La esperantologio kaj ties disciplinoj. Taskoj kaj rezultoj. (Nachdruck), Saarbrücken: Iltis, 28 S.
- *Ölberg, Hermann (1954/76):* Zur Grundlegung der Interlinguistik. In: Haupenthal 1976: 243–242
- *Pataki-Czeller, Mária (1991):* Katalogo de la Esperanto-Kolektaĵo de Károly Fajszi Budapest. Libroj. Parto I. Budapest: Országos Idegennyelvü Könyvtár, 542 S.
- *Pei, Mario (1966):* Glossary of Linguistic Terminology, New York
- *Pei, Mario (1968):* One Language for the World. New York: Biblio and Tannen, 291 S.
- *Phillipson, Robert (1992):* Linguistic Imperialism. Oxford: Oxford University Press, 365 S.
- *Rondo Takács (1992):* Inventaro de planlingvistikaj periodaĵoj. Sant Pau d'Ordal: Hispana Esperanto-Muzeo, 123 S.
- *Sadler, Victor (1991):* Machine Translation Project Reaches Watershed. In: LPLP 15, 1: 78–83
- *Sakaguchi, Alicja (1985a):* Was ist Interlinguistik ? Eine begriffliche Analyse. In: Wirkendes Wort 4/1985: 238–245
- *Sakaguchi, Alicja (1985b):* Interlinguistik – ein Stiefkind der Sprachwissenschaft ? In: Kürschner, Wilfried/Vogt, Rüdiger (Hrg. 1985): Sprachtheorie, Pragmatik, Interdisziplinäres, Tübingen: Niemeyer: 47–56
- *Sakaguchi, Alicja (1996):* Die Dichotomie „künstlich" vs. „natürlich" und das historische Phänomen einer funktionierenden Plansprache. In: LPLP 20, 1: 18–38
- *Schubert, Klaus (1988):* Ausdruckskraft und Regelmäßigkeit: Was Esperanto für automatische Übersetzungen geeignet macht. In: LPLP 12, 2: 130–147
- *Schubert, Klaus (1989a, Ed.):* Interlinguistics. Aspects of the Science of Planned Languages (Trends in Linguistics. Studies and Monographs 42). Berlin-New York: Mouton de Gruyter, 348 S.
- *Schubert, Klaus (1989b):* Interlinguistics – its aims, its achievements, and its place in language science. In: Schubert 1989a :7–44
- *Selinker, L. (1972):* Interlanguage. In: IRAL 10 (1972) 3: 209–231

- *Silagi, Denis (1996)*: Der Name „Interlingua". In: IntI 5(1996)2(20): 6-10
- *Steiner, Hugo (1957)*: Katalogo pri la kolektoj de Internacia Esperanto-Muzeo en Wien. Parto I. Sistema katalogo pri la Esperanto-presaĵoj laŭ la Internacia Dekuma Klasifiko. Wien: Internacia Esperanto-Muzeo/Österreichische Nationalbibliothek (unpaginiert, ca. 400 S.)
- *Steiner, Hugo (1958)*: Katalogo pri la kolektoj de Internacia Esperanto-Muzeo en Wien. Parto II. Sistema katalogo pri la presaĵoj de la Ne-Esperanto-Artefaritaj Lingvoj (Volapük, Ido, Interlingue, Interlingua ktp.) laŭ la Internacia Dekuma Klasifiko. Wien: Internacia Esperanto-Muzeo/Österreichische Nationalbibliothek, 93 S.
- *Steiner, Hugo (1969)*: Alfabeta katalogo pri la kolektoj de Internacia Esperanto-Muzeo en Wien. Parto I, A-L. Wien: Internacia Esperanto-Muzeo Wien (Österr. Nationalbibliothek), 462 S.
- *Stojan, Petr E. (1929/73)*: Bibliografio de Internacia Lingvo. Kun bibliografia aldono de Reinhard Haupenthal. Hildesheim: Olms, 560 S.
- *Strasser, Gerhard F. (1988)*: Lingua Universalis. Kryptologie und Theorie der Universalsprachen im 16. und 17. Jahrhundert, Wiesbaden: Harrassowitz , 291 S.
- *Symoens, Edward (1989)*: Bibliografio de universitataj kaj altlernejaj diplomverkoj, disertacioj kaj tezoj pri Esperanto kaj interlingvistiko. Bibliographie: Thèses et dissertations universitaires ou d' instituts superieurs sur l'espéranto et l'interlinguistique. Dissertations and theses on Esperanto and interlinguistics: A bibliography. Rotterdam: Universala Esperanto Asocio, 160 S.
- *Symoens, Edward (1995)*: Bibliografio de Disertacioj pri Esperanto kaj Interlingvistiko.Rotterdam:Universala Esperanto-Asocio, 63 S.
- *Szerdahelyi, István (1965/76)*: Interlinguistik. Ziel, Gegenstand, Methode. In: Haupenthal 1976: 305-307
- *Szerdahelyi, István (1977)*: Bábeltöl a világnyelvig. Budapest: Gondolat, 415 S.
- *Szerdahelyi, István (1979)*: Enkonduko en la interlingvistikon. In: Carlevaro/Lobin 1979: 9–85
- *Takács, Jozefo (1934)*: Katalogo de la Esperanto-gazetaro. Jablonné n. Orl.: Ant. Pražák, 166 S.
- *Tauli, Valter (1968)*: Introduction to a theory of language planning. Uppsala: Almquist & Wiksells, 227 S.
- *Tonkin, Humphrey (1977)*: Esperanto and International Language Problems: A Research Bibliography. Washington: Esperantic Studies Foundation, 45 S.
- *Tonkin,Humphrey/Fettes,Mark (1996)*: Esperanto Studies: An Overview. Esperanto Document 43a, Rotterdam: Universala Esperanto-Asocio, 16 S.
- *Wandruszka,Mario (1971)*: Interlinguistik. Umrisse einer neuen Sprachwissenschaft. München: Piper, 141 S.
- *Wells,John C. (1987)*: Linguistische Aspekte der Plansprache Esperanto (A.d. Esperanto v. Günther Becker), Saarbrücken: Saarländischer Esperanto-Bund, 101 S.
- *Wojtakowski, Edward T. (1979)*: Decimala katalogo de la planlingva literaturo ĉe universitata biblioteko de la Katolika Universitato en Lublino (K.U.K.). Katalog dziesiętny księgozbioru esperanckiego w bibliotece uniwersyteckiej K.U.L. Romo-Lublino: I.K.U.E.-Centro, 303 S.
- *Wood, Richard E. (1982)*: Current Work in the Linguistics of Esperanto. Esperanto Documents 28 A. Rotterdam: Universala Esperanto-Asocio, 47 S.

- *Wüster, Eugen (1955/76):* Die Benennungen „Esperantologie" und „Interlinguistik". In: Haupenthal 1976: 271–277
- *Žlutenko, Ju. O. (1966):* Movni kontakty. Problemy interlinhvistyky. Kyjiv: Vid-vo Kyjivskoho universitatu (Univ. von Kiew)

Abkürzungen:

- *grkg:* Grundlagenstudien aus Kybernetik und Geisteswissenschaft/Humankybernetik
- *IntI:* Interlinguistische Informationen
- *IRAL:* International Review of Applied Linguistics
- *LPLP:* Language Problems & Language Planning
- *ZPSK:* Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung

Klaus Mylius

Sanskritistik und Vedaforschung an der Schwelle zum 3. Jahrtausend*

Es kann nicht erwartet werden, daß die Aufgabenstellung der Sanskritistik allgemein bekannt und geläufig ist. Daher ist eine kurze Angabe der Gründe, aus denen wir eine solche Wissenschaftsdisziplin benötigen und somit pflegen, sicher nicht unerwünscht. Wir stellen also ein naheliegendes Problem voran und fragen: Was ist eigentlich das Sanskrit?

Die Sanskritsprache ist ein Glied des indogermanischen Sprachstamms. Innerhalb dieses Stammes gehört es zum arischen Zweig, der in der Hauptsache die indoarischen und die iranischen Sprachen umfaßt. Hier bildet das Sanskrit zusammen mit dem Vedischen das Altindische. Der Name „Sanskrit" ist abgeleitet von saṁskṛta, einem präteritalen Passivpartizip, das „zurechtgemacht, geordnet, geregelt" bedeutet. Es ist also die grammatisch regulierte Hoch- und Literatursprache im Unterschied zu den Volksdialekten. Die entscheidende Regulierung erfolgte durch den Grammatiker Pāṇini, der gegen 400 v. u. Z. gelebt haben dürfte.

Da sich das Thema dieses Vortrages auf die Sanskritistik und die Vedaforschung konzentriert, müssen einige Gebiete der indischen Altertumskunde ausgeklammert bleiben, nämlich die mittelindischen Sprachen, die Buddhologie, die Allgemeine Geschichte sowie Archäologie und Kunst. Aber auch bei Weglassung dieser Gebiete können angesichts des riesigen Umfangs des Forschungsbereiches der Sanskritistik hier nur einige wenige Gesichtspunkte erörtert werden.

Die Bedeutung des Sanskrit als der sprachlichen Grundlage der indischen Kultur kann jedenfalls kaum überschätzt werden. H. Jacobi, einer der besonders verdienten deutschen Indologen, äußerte sich dazu folgendermaßen: „Wie nämlich die chinesische Schrift das mächtigste Mittel war, um die Einheit der chinesischen Kulturwelt zu bewirken und zu bewahren, so ist es das Sanskrit für die indische."[1]

* Vortrag, gehalten vor der Klasse Sozial- und Geisteswissenschaften der Leibniz-Sozität am 15. Februar 1996

Welchen Nutzen bringt uns nun aber die Beschäftigung mit dieser Sprache und ihrer Literatur? Eine solche Fragestellung von vornherein als Banausentum zu bezeichnen wäre sehr oberflächlich. Bekanntlich hat schon Marx davor gewarnt, die Wissenschaft zu einem egoistischen Vergnügen zu machen. Die Forderung, daß eine Wissenschaftsdisziplin auch einen bestimmten Nutzen bringen soll, ist durchaus gerechtfertigt. Daß dieser Nutzen nicht immer ein materiell greifbarer sein kann, liegt dabei auf der Hand. Aber will man die gesellschaftlichen Prozesse des heutigen Indiens wirklich umfassend verstehen, dann muß man die indische Geschichte bis in ihre Wurzeln zurück verfolgen, und dies wiederum ist nur über das Sanskrit als den hauptsächlicher sprachlichen Mittler dieser Kultur möglich. Denn stärker als in vielen anderen Ländern beeinflußt die Tradition das Leben und Denken der Menschen im heutigen Indien. Die Lehren eines rund 2000 Jahre alten Werkes wie des Mānavadharmaśāstra haben noch heute sichtbare gesellschaftliche Auswirkungen. Die großen altindischen Epen, das Mahābhārata und das Rāmāyaṇa, sind in Indien fast jedermann bekannt, so daß sie den Stoff zu unzähligen Filmwerken und Theaterstücken liefern konnten. Viele weitere Beispiele ließen sich hier anführen, immer wieder zeigt sich: die gegenwärtigen Strukturen der indischen Gesellschaft sowie deren kulturelle und religiöse Konzeptionen und Institutionen können nur dann voll verstanden werden, wenn man auch ihre Genesis und Geschichte kennt.

Die Geschichte der Literatur und der Philosophie bedarf gleichfalls der Ergebnisse der Sanskritforschung. Persönlichkeiten wie Nikolaus Lenau, Friedrich Rückert, Hermann Hesse und Karl Gjellerup sind, um hier nur wenige Namen zu nennen, erst unter Berücksichtigung des Einflusses indischer Lehren angemessen zu würdigen. Indische Märchenstoffe vom Pañcatantra bis zum Kathāsaritsāgara fanden Eingang bei Boccaccio und Lafontaine. Die indische Philosophie hatte großen Einfluß auf Neuplatoniker, Gnostiker, islamische und christliche Mystiker, und die Bedeutung der Upaniṣaden für die Lehren Schopenhauers ist offenkundig. Aber auch die modernen philosophischen Systeme Indiens haben ihre Quellen und Wurzeln vielfach in altindischen Anschauungen. So ist die ihrerseits durch Sāṅkhya-Yoga-, Vedānta- und Bhakti-Gedanken heterogene und eklektische Bhagavadgītā neben jinistischen, buddhistischen und christlichen Quellen der Hauptursprung des synkretistischen Systems Gandhis.

Die Ideologie der Ārya Samāj wurzelt sogar in 3000 Jahre alten Anschauungen der vedischen Saṁhitās.

Die Religionsgeschichte greift mit großem Nutzen auf die zahl- und umfangreichen Quellen des Brahmanismus und Hinduismus wie auch des Buddhismus und Jinismus zurück. Für das Spezialgebiet der Ritualwissenschaft ist die Sanskritforschung sogar absolut unentbehrlich, ist doch der antike Opferkult nirgendwo sonst so detailliert überliefert wie in Indien.

So nimmt es nicht wunder, daß auch die Ethnographie an den Ergebnissen der indischen Altertumsforschung in hohem Maße interessiert ist. Uralte Folklore und Zauberbräuche können nirgends so eingehend studiert werden wie aus dem Atharvaveda, dem Kauśikasūtra und dem Sāmavidhānabrāhmaṇa, während für religiös-orgiastische Riten die Āgamas, für Hochzeitsbräuche die Gṛhyasūtras reiches Material bieten.

Die Geschichte der Staats- und Rechtslehre kann ebenfalls die betreffenden Werke der Sanskrit-Literatur umfassend verwerten. Die Vorschriften der Dharmaśāstras beeinflussen, wie schon erwähnt, das indische Leben bis in unsere Tage hinein, während in der Politologie das Kauṭilīya Arthaśāstra und der Kāmandakīya Nītisāra immer noch nicht voll ausgeschöpfte Quellen unseres Wissens bilden.

Ebenso wichtig ist die Sanskritistik für Ästhetik, Poetik, Theatergeschichte und Metrik. Nicht von ungefähr hat man in Europa verschiedentlich Kālidāsas Werke Śakuntalā und Mālavikāgnimitra für die Bühne eingerichtet. Ein Werk wie das Mṛcchakaṭika, auch unter dem Namen Vasantasenā bekannt, ist ein treues Abbild altindischen Lebens, und das Mudrārākṣasa gewährt nicht nur einen Einblick in den altindischen Alltag, sondern hat einen auch für die Menschen unserer Zeit spannenden Handlungsablauf. Werke wie das Bhāratīya Nāṭyaśāstra oder Dhanañjayas Daśarūpa sind unentbehrlich für die Geschichte und Theorie des Dramas. Die indische Spruchdichtung steht an Tiefe und Umfang unerreicht da und ist bis jetzt ebensowenig voll ergründet wie der Beitrag Altindiens zur Architektur, Musik und Veterinärmedizin.

Ganz besondere Berücksichtigung verdient der Umstand, daß die auf dem Sanskrit beruhende indische Kultur ein Teil der Weltkultur ist. Die weltweite Bedeutung der indischen Kultur kommt zunächst einmal darin zum Ausdruck, daß sich eine ganze Anzahl von Regionalwissenschaften auf die Ergebnisse der Sanskritistik stützen oder diese doch wenigstens

berücksichtigen muß. Das gilt vor allem für die Ceylonistik, Iranistik, Tibetologie, Mongolistik, Burmanistik und Indonesienkunde. Gleiches trifft aber auch auf Untersuchungen über die Geschichte der Verbreitung der Haustiere, Kulturpflanzen, Handwerkszweige, des Bergbaus usw. zu. Und es gilt schließlich für Teile der historischen Geographie, da erst mit Hilfe der Sanskritistik etwa Bharukaccha mit dem Barýgaza des Ptolemäus identifiziert oder der in historischer Zeit erfolgte Wandel der fluviatilen Verhältnisse im Panjab umfassend geklärt werden konnte.

Die Betrachtung der indischen Kultur als Teil der Weltkultur stellt dem Indologen aber auch die Aufgabe, den Anteil Indiens am kulturellen Fortschritt der Menschheit herauszuarbeiten. Besonders eindrucksvoll kann dies am Beispiel der Geschichte der Wissenschaften erfolgen. Gerade hier hat das alte Indien unvergängliche Leistungen aufzuweisen. So ragen in der Algebra die Erfindung der Null und des Stellenwertes hervor. In der Astronomie waren die Inder zwar Schüler der Griechen, wurden dann aber ihrerseits zu Lehrern der Araber. Die Sprachwissenschaft, insbesondere die Indogermanistik, wäre ohne das Studium des Sanskrit nur ein Torso. Die altindischen Grammatiken sind die ältesten der Welt und für die Geschichte der Sprachwissenschaft von unschätzbarem Wert. Auch die mittel- und neuindischen Sprachen können ohne Kenntnis des Sanskrit entwicklungsgeschichtlich nicht verstanden werden.

Nach der indischen Verfassung ist das Sanskrit auch gegenwärtig eine der 14 Nationalsprachen Indiens und somit keine tote Sprache. Als Gelehrtensprache behauptet das Sanskrit einen festen Platz. Auch Dichtungen werden nach wie vor in dieser Sprache abgefaßt, ja ganze Zeitschriften werden in ihr geschrieben. Die über alle Landesteile verbreitete Rezitation bzw. Aufführung von altindischen Epen und Dramen trägt ebenfalls dazu bei, die Sprache lebendig zu erhalten. Eine zentrale Einrichtung, das Rāshtriya Sanskrit Saṁsthān, gewährleistet die zielgerichtete Förderung der Sanskritstudien und die Aktualisierung des Wortschatzes.

Heutzutage reicht es unseres Erachtens nicht mehr aus, die Indologie als reine Geisteswissenschaft aufzufassen. Zu betonen ist vielmehr ihr komplexer Charakter, der sich im Zusammenwirken von politischer, literarischer, philosophischer und ökonomischer Geschichtswissenschaft mit der Sprachwissenschaft, der Völkerkunde und der Geographie äußert. So muß sich auch die Sanskritistik als Teilgebiet der Indologie immer stärker

komplex orientieren, so wichtig „mikrophilologische" Einzeluntersuchungen auch in der Zukunft bleiben werden.

Nach diesen vorbereitenden Ausführungen wollen wir einige Worte über die Arbeitsweise der Sanskritistik sagen. Die Basis dieses Fachgebietes ist die kritische und vollständige Ausgabe einschließlich einer umfassenden Exegese der grundlegenden literarischen Quellen. Denn es stellen eben die in Sanskrit verfaßten Literaturwerke und Inschriften die Hauptquellen für die Erforschung des alten Indien dar. Dabei zeichnet sich die Sanskrit-Literatur durch eine Reihe von Besonderheiten aus, nämlich durch ihren Umfang, ihr Alter und ihre Kontinuität. Imposant ist zunächst ihr Umfang, der den der griechischen und römischen Literatur zusammengenommen noch übertrifft. Auch ihr hohes Alter ist bemerkenswert. Die ältesten Literaturdenkmäler, die in der vedischen Sprache abgefaßt sind, reichen bis mindestens 1200 v. u. Z. zurück. Mit Ausnahme von China verfügt kein anderes Land über eine mehr als drei Jahrtausende währende ununterbrochene literarische Tradition. Erwähnung verdient auch der Umstand, daß die Sanskritliteratur in einem geographisch sehr ausgedehnten Raum entstanden ist.

Eindrucksvoll ist die Vielfalt der vedischen und der Sanskrit-Literatur. Sie umfaßt vorwiegend religiöse, aber durchaus auch weltliche Stoffe, die in zahlreichen Formen auftreten. Neben Epik, Dramatik, Lyrik und didaktischer Poesie finden sich eine aus Fabeln, Märchen und Romanen bestehende Erzählungsliteratur und ein breitgefächertes wissenschaftliches Schrifttum, das sich mit Mathematik, Astronomie, Medizin, Architektur, Grammatik, Etymoloqie, Metrik und anderen Gebieten befaßt.

Welche quellenkundliche Bedeutung hat nun die Sanskrit-Literatur? Dazu ist zunächst zu bemerken, daß sie das wesentlichste, streckenweise das einzige Hilfsmittel zur Feststellung der absoluten und relativen Chronologie ist, da die archäologischen Belege vielfach nicht ausreichen oder ganz fehlen. Von noch größerer Wichtigkeit ist sie jedoch für die Erforschung der politischen und sozialen Geschichte Altindiens. Sie gestattet, den Weg der arisch-vedischen Landnahme und überhaupt den Gang der Besiedlung annähernd zu eruieren. Viele Werke, besonders die zur epischen Literatur zählenden Purāṇas, geben – allerdings stets mit Vorsicht zu verwertende - Möglichkeiten, die Geschichte der einzelnen Dynastien zu erforschen. Wenn im alten Indien auch häufig dichterische Freiheit die

historische Treue beeinträchtigt, so sind die Rājataraṅgiṇī des Kalhana als Chronik von Kashmir sowie Bāṇas Harṣacarita und Jayarathas Pṛthivīrājavijaya nicht zu vernachlässigende Hilfsmittel.

Für die Wirtschafts- und Sozialgeschichte ist die Sanskrit-Literatur noch bedeutsamer. Ihre, wenn auch im einzelnen sehr mühevolle, philologische Auswertung ermöglicht es, die Entwicklung der Produktivkräfte und der Standortverteilung der Produktion zu verfolgen. Sie gewährt aber auch einen Einblick in die altindischen Produktionsverhältnisse, in die Entstehung der sozialen Gruppen, Klassen und Kasten. Damit kann zu so lebhaft diskutierten Fragen wie der Herausbildung der Sklaverei und des Feudalismus in den asiatischen Ländern wesentliches Material beigesteuert werden. Mit Hilfe solcher Untersuchungen erweist sich beispielsweise, daß der Einsatz des Opferrituals in sozialen Konflikten nicht akzessorisch oder zufällig, sondern durchgehend und umfassend erfolgte.[2] Aufschlußreich ist es, die Entwicklung einer bestimmten Opferkonstellation, des saṁsava, zu verfolgen; sie führte vom bloßen Wettstreit bis zum Streben nach dem Tode der gesamten feindlichen Partei und reflektiert deutlich die Herausbildung von gesellschaftlichen Gruppen, Schichten und Klassen mit all ihren Gegensätzen und Konflikten.[3]

Lassen Sie uns zu einem anderen Aspekt übergehen und die Frage nach der Rezeption der Sanskritsprache und -literatur in Deutschland aufwerfen. Dazu erinnern wir uns an ein Wort Heinrich Heines aus dem „Buch der Lieder": „Portugiesen, Holländer und Engländer haben lange Zeit jahraus jahrein auf ihren großen Schiffen die Schätze Indiens nach Hause geschleppt; wir Deutsche hatten immer das Zusehen. Aber die geistigen Schätze Indiens sollen uns nicht entgehen."[4] Heines Wunsch erfüllte sich. Bald gab es in keinem anderen Land so viele Sanskritisten und Lehrstühle der Sanskritphilologie. Im Jahre 1904 wurde an jeder der damals bestehenden deutschen Universitäten Sanskrit gelehrt, und Hermann Brockhaus, einst Rektor der Universität Leipzig, hatte im Kolleg über Sanskrit-Grammatik zeitweilig mehr als 40 Hörer.

Wir sollten an dieser Stelle unsere Fragestellung auf den internationalen Bereich erweitern, doch ist eine prägnante Periodisierung der Geschichte der Sanskritistik kaum möglich. Es läßt sich jedoch sagen, daß die in der zweiten Hälfte des 19. Jh. so wichtige, mitunter vorherrschende Vedistik zugunsten der Erweiterung des Forschungsbereiches etwas

zurücktritt. Gleichzeitig spezialisieren sich die einzelnen Forscher stärker. Früher fühlten sich die Indologen als Orientalisten und beherrschten meist mehrere orientalische Sprachen. Einen solchen Universalismus ließ der um 1900 erreichte Wissensstand nicht mehr zu. Hand in Hand mit der Spezialisierung zeigte sich eine weitere neue Erscheinung: die linguistischen Forschungen büßten allmählich ihre beherrschende Position ein; zunehmend wurden kultur- und literaturgeschichtliche Probleme aufgegriffen. Der Verlauf der weiteren Spezialsierung und Diversifikation der Indologie führte dazu, daß die Zahl der mit ihren Teilgebieten befaßten Gelehrten immer größer wurde. Nach dem II. Weltkrieg hat die Sanskritistik in den Ländern Westeuropas und Nordamerikas große Fortschritte erzielt. Bedeutsame Resultate konnten besonders bei der Erforschung der Religion (vedisches Ritual, Tantrismus) und der einheimischen altindischen grammatischen Literatur gewonnen werden. Eine neue Qualität erlangten die Forschungen durch computergestützte Textanalysen. So sind in den USA (Mahābhārata), den Niederlanden (Atharvaveda, Śrautasūtras) und der Schweiz (Lexikographie) Fortschritte erzielt worden, die neue Möglichkeiten eröffnen.

Es kann allerdings auch nicht unerwähnt bleiben, daß die rigorosen Sparmaßnahmen der Gegenwart die Weiterentwicklung der Sanskritistik und sogar die Bewahrung des Erreichten in Frage stellen. Insbesondere gilt dies für die sich ständig verschlechternden Perspektiven des wissenschaftlichen Nachwuchses. Eine der Folgen besteht darin, daß in absehbarer Zeit eine harmonische Entwicklung aller Teilgebiete der Indologie nicht mehr gewährleistet sein wird. Erfreulich ist dagegen der beachtliche Aufschwung, den die Sanskritforschung in Indien selbst nimmt. Ihre Wurzeln reichen bis ins 19. Jh., – sie waren damals Ausdruck der Reaktion auf die britische Kolonialherrschaft und der nationalen Wiederbesinnung. Hinsichtlich der Veda-Bibliographie und des Sanskrit-Thesaurus, über den noch zu reden sein wird, hat Indien jetzt international eine Spitzenstellung inne.

Welche Aufgaben erwarten nun die Sanskritistik an der Schwelle zum 3. Jahrtausend? Mit dieser Frage betreten wir das Gebiet der Prognostik, d.h. der gedanklichen Vorwegnahme der künftigen wissenschaftlichen Tätigkeit. Unabdingbare Voraussetzung für die Prognostik in der Sanskritforschung ist ein festes wissenschaftsgeschichtliches Fundament. In

seiner „Geschichte der Sanskrit-Philologie und Indischen Altertumskunde“[5] hat Ernst Windisch seinerzeit eine überragende Leistung vollbracht. Das war um 1920; der 50 Jahre später unternommene Versuch einer Fortsetzung und Aktualisierung[6] ist weniger gut gelungen. Heute geht es nicht so sehr um die Schaffung neuer Kompendien, sondern um eine präzise Dokumentation des in den Einzelgebieten gegebenen Forschungsstandes.

Notwendig ist alsdann die Digitalisierung der grundlegenden Sanskrit- und Vedatexte. In Skandinavien, den Niederlanden und den USA hat man mit der Einlesung von Texten (Atharvaveda, Vādhūlaśrautasūtra, Mahābhārata) begonnen; in der Schweiz wurde das von K. Mylius verfaßte Sanskrit-Wörterbuch[7] entsprechend bearbeitet.[8]

Viele Werke der vedischen und Sanskrit-Literatur haben noch keine angemessene Übersetzung erfahren. Eine den Anforderungen der Gegenwart genügende Übersetzung darf sich ja nicht auf die bloße sprachliche Übertragung beschränken; sie muß auch Beiträge zur Interpretation, zum Verhältnis zu anderen Texten usw. enthalten. Mit der Vernachlässigung der Indices muß ein Ende gemacht werden. Noch längst nicht Bahn gebrochen hat sich die Einsicht, daß erst sorgfältig gearbeitete Register einer Arbeit die wirkliche Auswertbarkeit sichern.

Angesichts des Fleißes von vielen Gelehrtengenerationen ist es kaum vorstellbar, daß gerade in der Vedistik noch grundlegende Texte nicht oder nicht vollständig übersetzt worden sind, so die Kaṭha- und Kaṭha-Kapiṣṭhala-Saṁhitā, das Taittirīya- und Jaiminīya-Brāhmaṇa, das Taittirīya-Āraṇyaka, das Lāṭyāyana- und Hiraṇyakeśi-Śrautasūtra. Und die vorhandenen Übersetzungen genügen oft nicht mehr den aktuellen Anforderungen. Mit Recht schrieb daher Walter Ruben: „Wir müssen ... die Texte, die die Indologen bisher benutzt haben, neu durcharbeiten ... Ja, wir werden denselben Text immer wieder lesen müssen, denn bei jedem neuen Lesen werden uns neue, bisher unbeachtete Stellen auffallen.“[9]

Unbefriedigend ist gegenwärtig auch der Stand der Lexikographie. Nicht einmal das berühmte „Wörterbuch zum Rigveda“ von H. Grassmann beinhaltet vollständige Stellenangaben. Andererseits berechtigt der im Entstehen begriffene Sanskrit-Thesaurus zu großen Erwartungen. Dieses große Werk, „An encyclopaedic dictionary of Sanskrit on historical principles“ wird seit 1976 vom Sanskrit Dictionary Department und

vom Department of Linguistics der Universität Puna herausgegeben. Hundert Jahre nach dem Abschluß des Großen Petersburger Sanskrit-Wörterbuches von D. Böhtlingk und R. Roth ist man nun dabei, den Sanskritstudien eine neue lexikographische Grundlage zu schaffen, die an Reichhaltigkeit alles Bisherige weit hinter sich lassen wird. Es handelt sich dabei um eine vollkommen neue Basisarbeit, die zu keinem der älteren Werke in einem Abhängigkeitsverhältnis steht und daher auch keinen „überlieferten" Fehler fortschreiben wird. Die Materialsammlung begann 1948; sie erstreckt sich auf nicht weniger als 1500 Werke (das Petersburger Wörterbuch beruht auf etwa 450 Werken). Dem Anspruch auf Schaffung eines historischen Wörterbuches wird man durchaus gerecht: die Quellen reichen von der Ṛksaṁhitā bis zur Sanskrit-Literatur des ausgehenden 18. Jh., umfassen also auch alle Etappen der vedischen Sprache. Von jedem Stichwort erfährt der Benutzer das erste und das letzte Vorkommen; er wird ferner darüber informiert, ob das Wort ständig oder nur in bestimmten Epochen bzw. Literaturgattungen vorkommt. Damit wächst das Wörterbuch über die bloße Darbietung von Sprachrelationen weit hinaus und wird zu einem wirklichen Thesaurus, der gerade dem historisch arbeitenden Indologen großartige Möglichkeiten verspricht. Nach Hochrechnungen wird das Werk über 100 000 Seiten umfassen (Petersburger Wörterbuch: 9478 S.), die sich auf 281 Faszikel verteilen. Wenn aber im bisherigen Tempo weitergearbeitet wird, werden 550 bis 700 Jahre bis zu seiner Vollendung vergehen.[10]

Was lexikalische Einzelstudien betrifft, so wurde schon gesagt, daß sie nicht mehr im herkömmlich engen, rein philologischen Sinne aufzufassen sind. Vielmehr haben sie sich stärker zu beziehen auf: den Entwicklungsstand der Produktivkräfte (z. B. anas, kārpāsa, lāṅhgala); die Produktionsverhältnisse (z.B. dāsa, kusīda, vaitanika); auf den ideologischen und institutionellen Überbau (z.B. yajña, pūjā, sabhā); schließlich auf das geographische Milieu und die Besiedlung (z.B. samudra, pur).

Wir wollen nun der Literatur einige Worte widmen. Da seit 1974 in Wiesbaden als reichhaltiges und umfassendes Werk „A History of Indian Literature" erscheint, werden weitere Kompendien der Sanskrit-Literaturgeschichte nicht erforderlich sein. Umso wichtiger werden Einzeluntersuchungen und Konkordanzen. Die 1906 erschienene „Vedic Concordance" von M. Bloomfield bedarf dringend der Komplettierung.

Konkordanzen sind auch für die Purāṇas und für die Lehrbücher (śāstra) der einheimischen altindischen Wissenschaftsdisziplinen erforderlich. Über die Lücken bei der Übersetzung vedischer Texte wurde schon berichtet. Für die Ṛksaṁhitā kommen als nächste Aufgaben Untersuchungen zur relativen Chronologie und die Fortsetzung der mikrophilologischen Studien in Betracht. Was die Epen anlangt, so macht sich die weitere Erschließung des Mahābhārata und des Harivaṁśa erforderlich, um endlich die kulturhistorischen Informationen dieser Quellen voll zu erschließen. Hiermit verbunden ist die weitere Aufhellung der Textgeschichte der Bhagavadgītā und der dieser zugrunde liegenden philosophischen Ideen. Die Rāmāyaṇa-Forschung wird durch die neue amerikanische Übersetzung[11] zweifellos neue Impulse erhalten. An der Erforschung der Purāṇas wird gegenwärtig in Tübingen und Zürich intensiv gearbeitet.

Die Beschäftigung mit der klassischen Literatur – dem höfischen Kunstepos, dem Drama, der Lyrik, Gnomik und teilweise auch der Erzählungsliteratur – ist mit Ausnahme des Kathāsaritsāgara gegenwärtig etwas zurückgetreten. Notwendig sind hier vor allem vergleichende stilkritische Untersuchungen der Texte zur Gewinnung tieferer Einsichten in die relative und absolute Chronologie. Das seit langem umstrittene Problem der Genesis des indischen Dramas muß unter Berücksichtigung der Ansichten von H. Oldenberg, E. Windisch, L. von Schroeder und J. Hertel endlich einer Klärung zugeführt werden, wobei zu prüfen ist, welche Rolle die Volksreligionen, die saṁvāda-Hymnen, die Balladendichtung oder auch griechische Einflüsse bei der Entstehung des indischen Dramas gespielt haben.

Hinsichtlich der Geschichte der indischen Religionen sind wir insgesamt gut vorangekommen und besonders über den eigentlichen Hinduismus weitgehend unterrichtet. Diese Feststellung gilt speziell für die Mythologie. Für die vedische Zeit fehlen Spezialuntersuchungen zum Opferkult, so zu den meisten ahīnas und sattras. Aber auch das spätere Ritual muß noch genauer durchgearbeitet werden. Lücken bestehen auch noch hinsichtlich der sektarischen Richtungen innerhalb des Hinduismus, etwa des viṣṇuitischen Pañcarātra und des śivaitischen Pāśupata. Ebenso steht die vollständige Erschließung der Tantra-Texte noch aus. Die heute vielfach von Unberufenen diskutierte Ideenwelt der Tantras wird erst dann wissenschaftlich eruiert werden können, wenn die

wichtigsten Texte übersetzt vorliegen, woran u.a. in den Niederlanden gearbeitet wird.

In der Philosophie darf man sich nicht wie bisher überwiegend auf das Vedānta-System konzentrieren. Vielmehr geht es um eine gründliche Erforschung der frühen Phasen der altindischen Philosophie, etwa um die Klärung der Frage, ob und in welchem Ausmaß schon für die Zeit der Ṛksaṁhitā von Philosophie gesprochen werden kann oder ob diese erst in den Upanisaden in Erscheinung getreten ist. Von den sechs orthodoxen Systemen ist bis in die Gegenwart die Mīmāṁsā vernachlässigt worden[12], nicht zu reden von der mühsamen, aber unerläßlichen Erforschung der verschiedenen Spielarten des altindischen Materialismus, der natürlich zu den heterodoxen Systemen gehörte. Stärker als bisher muß die Bedeutung der philosophischen Systeme Altindiens für die Bewältigung heutiger philosophischer Denkaufgaben herausgestellt werden.

Auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Literatur ist etwa im Bereich der Medizin die weitere Erforschung der Werke des Caraka, Suśruta, Mādhavakara und anderer erforderlich, um eine gerade jetzt so notwendige Bewertung des Āyurveda zu ermöglichen.

Ein ausgesprochener Schwerpunkt der künftigen Forschung hat der Chronologie zu gelten. Diese ist die allbekannte crux maxima der Indologie. Umso wichtiger sind richtungweisende Arbeiten auf diesem Gebiet. Trotz aller bisherigen Bemühungen ist die Zeitstellung der vedischen und sanskritischen Literaturdenkmäler immer noch voller Rätsel, denn eine Historiographie im altgriechischen Sinne lag den alten Indern fern. In der absoluten Chronologie gehen die Meinungen selbst in bezug auf Kālidāsa um Jahrhunderte auseinander, hinsichtlich der Ṛksaṁhitā sogar um ein Jahrtausend. Nicht ein einziges Werk der vedischen Literatur konnte bisher beweiskräftig datiert werden. Es dürfte daher nicht verfehlt sein, zunächst das in zahllosen Aufsätzen und Abhandlungen verstreute Material zusammenzustellen, um so feststellen zu können, was tatsächlich gesichertes Wissen ist bzw. wo man nur von Vermutungen sprechen kann oder noch völlig im Dunkeln geht. Schon eine solche Zusammenstellung unseres Wissensstandes würde den Weg zu weiteren Resultaten ebnen helfen.

Heute kann kein Indologe mehr alle Gebiete seines Faches gleichmäßig überschauen oder gar auf ihnen forschen. Wer z.B. die Śrautasūtras über-

setzen will, braucht ein weitgehend anderes Rüstzeug (Kenntnis des vedischen Opferrituals, Beherrschung auch der Sprache der Saṁhitās und Brāhmanas) als etwa der Interpret eines Kunstromans. Dennoch ist es nach wie vor erforderlich, sich eine gewisse Breite des wissenschaftlichen Gesichtsfeldes zu bewahren, flexibel zu sein und sich auch in neue Aufgabengebiete einzuarbeiten. Der Gefahr der Verzettelung darf man freilich nicht anheimfallen; die Konzentrierung auf Schwerpunkte ist und bleibt unerläßlich. Und es gilt schließlich, nichts Bestehendes kritiklos als gegeben hinzunehmen. Ein bekanntes Beispiel: W. Caland hat einst die von R. Garbe angefertigte Übersetzung des Vaitānasūtra praktisch außer Kraft gesetzt und eine vollkommen neue Arbeit vorgelegt. Vieles in der Sanskritistik Erarbeitete bedarf der Neubearbeitung und Verbesserung.

In diesem Zusammenhang muß auf einen Umstand hingewiesen werden, dem bisher offensichtlich eine zu geringe Bedeutung beigemessen wurde. Nehmen wir als Beispiel den Veda. Aus den einschlägigen Bibliographien ersieht man den gewaltigen Anstieg, den die vedakundlichen Publikationen im laufe der Zeit genommen haben. Extrapoliert man diese Wachstumskurve, so ergibt sich, daß im Jahre 2005, also 200 Jahre nach H. T.Colebrookes Pionierarbeit „On the Vedas"[13], die Zahl der einschlägigen Veröffentlichungen auf über 62000 angestiegen sein müßte. Aber – und darauf kommt es hier an: die Zunahme der Zahl der Publikationen bedeutet keineswegs auch eine proportionale Zunahme von Informationen. Für die Sanskritistik gilt diese Feststellung ganz besonders, weil die Sanskritliteratur zwar von gewaltigem, aber nicht unbegrenztem Umfang ist. Vielfach sind die indologischen Veröffentlichungen lediglich Wiederholungen von früher Gesagtem oder aber sie bieten nur umgruppierte bzw. in ein anderes Gewand gekleidete, im übrigen aber bekannte Materialien dar. Der eigentliche Erkenntniszuwachs entspricht daher nicht der quantitativen Entwicklung der Publikationszahlen. Hinzu kommt, daß nicht wenige Studien, besonders auf vedakundlichem Gebiet, er wissenschaftlichen Qualität in einem solchen Grade ermangeln, daß ihnen eine wirkliche Vermehrung unseres Wissens überhaupt nicht zugesprochen werden kann.

Aus dem Gesagten ergibt sich für die Sanskritistik ein zwingender Schluß – so zwingend, daß seine Nichtbeachtung die Weiterentwicklung dieser Disziplin ernsthaft beeinträchtigen könnte: Damit Veröffent-

lichungen wirklich einen effektiven Informationszuwachs beinhalten, muß die vorausgehende Bewertung durch Betreuer und Redaktionen kritischer werden! Der Übergang der Wissenschaftsentwicklung von der extensiven zur intensiven Phase ist auch in der Sanskritistik und Indischen Altertumskunde eine objektive Notwendigkeit.

Die Vedistik befindet sich gegenüber den anderen Zweigen der Indologie insofern in einer äußerst glücklichen Lage, als sie über eine seit Jahrzehnten fortgeführte, überaus sorgfältig zusammengestellte und demgemäß reichhaltige Bibliographie verfügt. Sie wurde 1931 von I. Renou begonnen und wird von R.N.Dandekar bis zur Gegenwart fortgeführt.[14] Für die eigentliche Sanskritistik fehlt jedoch eine solche Bibliographie immer noch. Hier sollte sich die internationale Organisation der Sanskritisten, die International Association for Sanskrit Studies, in die Pflicht genommen fühlen. Diese Organisation beschränkt sich gegenwärtig weitgehend auf die Ausrichtung der Welt-Sanskrit-Konferenzen. Es ist aber hohe Zeit, daß sie sich zu einem – am besten in Indien selbst einzurichtenden – Dokumentations- und Literaturzentrum entwickelt, dem über einen Zentralcomputer alle auf einem beliebigen Gebiet der Sanskrit bereits getätigten Vorarbeiten abgefragt werden können. Letztlich wird man nur auf diesem Wege Doppelarbeit vermeiden und die vorhandenen begrenzten Kräfte auf die tatsächlichen Schwerpunktaufgaben lenken können.

Lassen Sie mich nun noch kurz auf einige aktuelle Fragen der Methodologie eingehen. Ein großer Teil der Sanskritistik ist nämlich einer Entwicklung „aus sich selbst heraus" nur noch begrenzt fähig und verlangt daher nach einer Ergänzung der traditionellen durch neue Methoden. Ohne Einbeziehung geographischer, ethnographischer, archäologischer und anderer Arbeitsmethoden wäre es jetzt schon anerkanntermaßen aussichtslos, ein umfassendes Bild von den gesellschaftlichen Zuständen des alten Indien zeichnen zu wollen. Oft bringt schon die Einführung aus anderen Wissenschaftsdisziplinen stammender Methoden bemerkenswerte Vorteile.

Ein Beispiel dafür, daß die ausschließliche Anwendung der traditionellen Methoden modernen Anforderungen nicht mehr genügt, bietet die Sāmaveda-Literatur. Durch die bisherige einseitige Berücksichtigung des philologischen und literaturgeschichtlichen Aspektes fand die musikwis-

senschaftliche und -historische Seite dieser Literatur nicht die verdiente Würdigung. Das erklärt sich daraus, daß die mit der Untersuchung dieser literarischen Quellen befaßten Indologen gewöhnlich nicht zugleich Musikwissenschaftler waren. Welche Fortschritte dagegen bei einer Verbindung zweier Gebiete, hier der Vedistik und der Musikwissenschaft, erzielt werden können, zeigen neben früheren Arbeiten von R. Simon die Forschungsergebnisse von Wayne Howard.

Auch einige mathematische Methoden können von der Sanskritistik und besonders von der Vedaforschung in ihr Instrumentarium eingefügt werden. Mathematische Methoden erziehen zu gründlichen Vorüberlegungen, da hier jede Ungenauigkeit einer Prämisse in den Folgerungen um ein Vielfaches vergrößert wird. Von den in der Sanskritistik einsetzbaren mathematischen Methoden gebührt nach der Breite der Verwendungsfähigkeit der Statistik in Gestalt der Linguostatistik der erste Platz. Besonders durch die Syntaxstatistik lassen sich einige brennende Probleme der Lösung näher bringen. Durch die Analyse der Satzlänge und der Stellung der einzelnen Satzteile zueinander kann ein wesentlicher Beitrag zur Stilanalyse geleistet werden. Das aber würde ein solches Schlüsselproblem wie das der relativen Chronologie von einer ganz neuen Seite her anzupacken heißen. Die Tauglichkeit der Linguostatistik hat sich bereits bei der Untersuchung der vedischen Identifikationen und ihrer Bedeutung für die Entwicklung des Rituals nachweisen lassen.[16] Sehr lohnend wäre es, auf diese Weise die Verteilung der Mantras über die Ritualliteratur zu untersuchen, um zu erfahren, wie etwa die einzelnen sūktas und ṛcaḥ der Ṛksaṁhitā im Ritual Anwendung finden. Im Vordergrund müßten diejenigen Mantras stehen, die in der Ritualliteratur besonders häufig vorkommen, und man könnte auf statistischem Wege der Lösung der Frage nach dem Wesen der Verbindung von Mantra und Ritual erheblich näherkommen. Der bisherige traditionell-methodologische Ansatz, etwa in der Studie von J. Gonda über die Mantras des agnyupasthāna und der sautrāmaṇī[17] hat sich als unzureichend erwiesen.

Eine weitere wesentliche Hilfe bei der Lösung der Frage nach dem Verhältnis von Mantras und Ritual wäre die Untersuchung der Verteilung der Mantras auf die savanas im agniṣṭoma. Standardabweichung und Varianz, Häufungen und – vor allem – Lücken in der Anwendung von Mantras sollten abschnittsweise, aber auch nach dem Priesterbereich als

hautra, audgātra, ādhvaryava und brahmatva, geprüft werden. Zieht man noch die Herkunft der Mantras aus einem bestimmten Veda in Betracht, ergibt sich ein statistisches Netzwerk, aus dem zweifellos wesentliche Erkenntnisse abzuleiten wären. Eine weitere Möglichkeit wäre der tabellarisch-statistische Vergleich der Grundgedanken des Buddhismus und der ältesten Upaniṣaden zum Zweck der so notwendigen Herstellung einer verläßlichen relativen Chronologie.

Voraussetzung für die Anwendung mathematischer Methoden ist, wie schon angedeutet, ein einwandfreies und vollständiges Ausgangsmaterial. Dazu zählt nicht zuletzt die schon von Chr. Lassen geforderte Anlegung ausführlicher Indices und Register. leider wird gegen diese gerechtfertigte Förderung immer wieder grob verstoßen. Als Beispiel nenne ich die an sich berühmte und verdiente Reihe der im Rahmen der Glasenapp-Stiftung erscheinenden „Kleinen Schriften" indologischer Autoren. In fast allen Bänden dieser Reihe erreichen die Register nicht entfernt das erforderliche Niveau. In dieser Beziehung ist ein gründliches Umdenken unumgänglich. Auch die Verlage sollten begreifen, daß eine Einschränkung der Register Sparsamkeit am falschen Platz bedeutet.

Zur Vervollkommnung des in Sanskritistik und Vedaforschung einsetzbaren methodologischen Rüstzeugs gehört, wie schon kurz erwähnt, auch die gründlichere Beachtung und Auswertung der Wissenschaftsgeschichte. Analysen des historischen Prozesses einer Disziplin sowie Bilanzen der Erkenntniswege und Eruierung der für erfolgreiche Lösungen in der Vergangenheit eingesetzten Methoden dienen in hohem Maße der Fundierung der Wissenschaftsprognostik. Wissenschaftsgeschichte darf sich jedoch nicht in Personengeschichte erschöpfen. Vielmehr muß, wie gesagt, herausgearbeitet werden, welche methodologischen Wege unsere wissenschaftlichen Ahnen gegangen sind, und – vor allem – welche Lücken geschlossen werden müssen und in welcher Reihenfolge sie zu schließen sind.

Eine der Zielstellungen dieser skizzenhaften Darstellung bestand darin, die Worte des schon eingangs erwähnten Hermann Jacobi zu unterstreichen: „Sanskrit war das Lebenselement der indischen Kultur und wird leben, solange diese Kultur nicht gänzlich abgestorben ist."[18] Und die trefflichen Worte, die Hermann Grapow einst für die Ägyptologie fand, gelten auch für die Sanskritistik: „Indem wir Schicht für Schicht immer

tiefer und breiter in die geschichtliche Vergangenheit vordringen und erforschen dürfen, wie alles war und wie und warum es so wurde und was daraus geworden ist, erblüht das Alte neu in uns und für uns, wie es vordem für uns gelebt hat."[19] Und lassen Sie mich noch einen Gedanken anfügen. In seiner Rede zum Leibniz-Tag 1995 hat der Präsident dieser Sozietät, S. M. Rapoport, vor dem sich ausbreitenden Irrationalismus als einer großen Gefahr gewarnt. Es ist, wie er sagte, „... ein Gebot für jeden Wissenschaftler und mit ihm für die Leibniz-Sozietät, dem Irrationalismus offensiv entgegenzutreten."[20] Gerade die Sanskritisten sollten sich hier angesprochen fühlen und sich auf ihrem Gebiet mit den Vertretern zweifelhafter indischer „Heilslehren" – die gewöhnlich des Sanskrit unkundig sind – auseinandersetzen.

Die Sanskritistik ist also alles andere als ein wunderliches Randgebiet der Wissenschaft, und der Sanskritist sollte sich nicht verstanden wissen als „ein stiller Mensch, der in weltenfernen Räumen toten Göttern dient", wie es Heinrich Lüders einmal formuliert hat.[21] Vielmehr wird die Sanskritforschung umso stärker aufblühen, je enger sie sich mit benachbarten Wissenschaftsdisziplinen zusammenschließt und je besser es ihr gelingt, sich aus der reinen Philologie zu einer komplexen Wissenschaft zu entfalten.

Anmerkungen

1 *Jacobi, H.:* Was ist Sanskrit? In: Scientia 14 (1913), 5: 251
2 *Mylius, K.:* Die Rolle des vedischen Rituals in sozialen Konflikten, in: Asien-Afrika-lateinamerika, Jahrg. 2, Heft 1 (Berlin 1974), 5: 123–134
3 *Mylius, K.:* Der Saṁsava, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Jahrg. 17, Heft 6 (Halle/S. 1968), 5: 111–137
4 Zitiert nach *v. Glasenapp, H.:* Brahma und Buddha (Berlin 1926), 5: 11
5 *Windisch, E.:* Geschichte der Sanskrit-Philologie und Indischen Altertumskunde Grundriß der Indo-Arischen Philologie und Altertumskunde, 1. Bd., 1. Heft B Straßburg, Berlin, Leipzig 1917–1920)
6 *Chinmulgund, P.J., Mirashi, V.V.:* Review of Indological Research in last 75 years = M.M. Chitraoshastri Felicitation Volume (Poona o.J., um 1970)
7 *Mylius, K.:* Wörterbuch Sanskrit-Deutsch. 4. Aufl. (München 1992)
8 *Nämlich von* P. Schreiner an der Universität Zürich
9 *Ruben, W.:* Einführung in die Indienkunde (Berlin 1954): 9
10 Es ist zu hoffen, daß der Thesaurus nicht das Schicksal eines ebenfalls großangelegten Wörterbuches des 19. Jh. teilt, nämlich des „Dictionary Sanskrit and English" (London 1856–1864); das bereits mit dem Lemma arindama schließt.
11 *Goldman, R.P. (ed.):* The Rāmāyana of Vālmīki (Princeton, New Jersey seit 1986)
12 Dazu jetzt *Göhler, L.:* Wort und Text bei Kumārila Bhaṭṭa = Europäische Hochschulschriften, Reihe XX, Bd. 468 (Frankfurt a.M. 1995)
13 In den „Asiatic Researches", vol. VIII (Calcutta 1805)
14 *Renou, 1.:* Bibliographie védique (Paris 1931); Dandekar,R.N.: Vedic Bibliography, vol. 1 bis V (Poona 1946, 1961, 1973, 1985, 1993)
15 *Howard, W.:* Sāmavedic Chant (New Haven, London 1977)
16 *Mylius, K.:* Die Identifikationen der Metren in der Literatur des Ṛgveda, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig, Jahrg. 17, Heft 2–3 (Leipzig 1968), 5: 267–273: ders.: Die vedischen Identifikationen am Beispiel des Kauṣītaki-Brāhamaṇa, in: KLIO Beiträge zur Alten Geschichte, Bd. 58/1Berlin 1976): 145–166
17 *Gonda, J.:* The Mantras of the Agnyupasthāna and the Sautrāmaṇī (Amsterdam 1980)
18 *Jacobi, H.:* a.a.O., 5: 274
19 *Ir:* Wissenschaftliche Annalen, Jahrg. 1, Heft 2 (Berlin 1952), 5: 119
20 *Rapoport, S.M.:* Rede zum Leibniztag 1995, in: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät, Bd. 6, Heft 6 (Berlin 1995), 5: 98
21 Rede in der öffentlichen Sitzung der Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 29.1.1914

Wolfgang Kirsch

Zur kommunikativen Funktion von Dichtung in der lateinischen Spätantike (3.–6. Jahrhundert)*

In einem einleitenden Teil wurde zunächst der Widerspruch, daß die lateinische Literatur der Spätantike einerseits das sprachkünstlerische Schaffen bis zum Barock, ja in die Aufklärung hinein z. B. durch literarische Werke, Gattungen, Formen und Stoffe bestimmt hat, anderseits jedoch im literarischen Bewußtsein der Gegenwart so gut wie nicht präsent ist, zu erklären versucht durch den Hinweis auf die Abwertung der späten lateinischen Sprache im Späthumanismus, die Ausgliederung der christlichen Literatur aus dem literarischen Corpus unter dem Einfluß einer religionskritischen Aufklärung und einer das Nationale betonenden Romantik, die Auffassung des Dichtertums als durchaus ursprünglicher Ausdruck des Seelenlebens und nicht als Nachweis der Beherrschung literarischer Techniken, der Literatur als „Widerspiegelung" der Wirklichkeit und nicht als Auseinandersetzung mit dem überkommenen Erbe – aus all diesen Gründen wird die spätlateinische Literatur weithin nicht mehr als ästhetischer Wert wahrgenommen.

Anschließend wurde die Auffassung des Referenten über das Wesen und die zeitliche Begrenzung der lateinischen Literatur der Spätantike dargestellt. Kennzeichnend für sie ist ein Literatursystem neuer Art, in dem die künstlerische Literatur zurücktritt, die Prosa dominiert, der Vers teils zur Spielform, teils zum Mittel feierlichen Ausdrucks wird, die christliche Literatur zum zentralen, die Literaturentwicklung bestimmenden Element aufrückt, das „Volk" als Adressat der Literatur entdeckt wird, „operative" Gattungen zentrale Bedeutung erlangen. Als Grenzen der spätlateinischen Literaturepoche sieht der Referent das Jahr 180 und den Übergang vom 6. zum 7. Jahrhundert (in Spanien das Ende des 7. Jahrhunderts) an.

* Resümee des Vortrags vom 18. September 1997, gehalten vor der Klasse für Geistes- und Sozialwissenschaften der Leibniz-Sozietät

Die literarhistorische Problemstellung geht letztlich auf Hermann Gunkel zurück und seine Fragen: „Wer ist es, der redet? Wer sind die Zuhörer? Welche Stimmung beherrscht die Situation? Welche Wirkung wird erstrebt?" Diese Fragestellungen überwinden den Dualismus von Inhalt und Form und erhellen das komplizierte Ineinander von Literatur und Gesellschaft. Vielfach fehlen aber auch für die spätlateinische Literatur explizite Quellenaussagen hierzu, müssen die Antworten aus der Formensprache der Texte erschlossen werden.

Die Situationen mündlicher literarischer Kommunikation, wie sie Epos, Lyrik und Drama Griechenlands ursprünglich geprägt hatten, waren bereits im Hellenismus durch schriftliche literarische Kommunikation ersetzt. Mit der Kommunikationssituation „Dramenaufführung" war auch das Drama selbst untergegangen; Ersatz boten quasi-dramatische Versdichtungen (Dracontius: *Romulea*). Epos und Lyrik waren Gattungen der Buchdichtung geworden und am Ende des 1. bzw. im 2. Jahrhundert erloschen; beide wurden im 4. Jahrhundert ausgehend von Schule, Kirche und Hof wiederbelebt (Ausonius, die Gedichte des Optatianus Porphyrius sind in ihrer künstlerischen Eigenart überhaupt nur im Buch wahrnehmbar; Juvencus, Claudian: *De raptu Proserpinae*). Das Lehrgedicht der Spätantike wendet sich teils – wie früher schon – an den „einsamen", ästhetischen Genuß suchenden Leser (Nemesian: *Cynegetica*), teils aber ist es ganz pragmatisch ausgerichtet (Terentianus Maurus) und betrachtet sogar die Armen (das „Volk") als intendierten Leser, wodurch es sich bis in die Form hinein wandelt (wechselnde Metra mit dem Ziel der Übung darin; Aufbereitung zum Nachschlagen durch Zwischenüberschriften mit der Folge harter Übergänge von Gegenstand zu Gegenstand, Inhaltsverzeichnis). Das Epos bleibt wesensmäßig Buchdichtung und wendet sich an die traditionsbewußten Oberschichten des Römischen Reichs, teils jedoch (Juvencus: *Evangeliorum libri IV*) mit dem neuen Ziel der Bekehrung bzw. Erbauung, wobei die neue Funktion die Erschließung eines neuen Stoff- und Themenbereichs zur Folge hat. Die historische Epik, die durch Claudian wiederbelebt wurde, wandelt sich ebenfalls infolge einer neuen Zielsetzung (Propaganda der Ziele der kaiserlichen Regierung) und durch ihre (freilich nur bei der „Uraufführung") intendierte Mündlichkeit beträchtlich: der Umfang wird – verglichen mit älteren Werken – geringer, der Gestus wird der Verspanegyrik angeglichen; die Kommunikationssitu-

ation, auch das Publikum, ist von dem der altgriechischen Versepik durchaus verschieden: es sind die Spitzen der Gesellschaft, die sich bei politischen Anlässen (Konsulatsantritt u.a.) treffen. Die natalicia das Paulinus von Nola greifen zwar die Anregungen Claudians auf, da sie aber beim Festgottesdienst des Lokalheiligen vorgetragen werden, müssen sie neben den aristokratischen Christen auch das „Volk" erreichen. Versinschrift (Damasus, Paulinus von Nola) und Hymnus (Marius Victorinus, Hilarius von Poitiers, Ambrosius, Prudentius) bieten Beispiele dafür, wie Gattungen aus spezifisch christlichen Kommunikationssituationen (Heiligenverehrung, Pilgerwesen, Gottesdienst in der Basilika; Liturgie) erwachsen und durch sie geprägt sind, sich jedoch beträchtlich verschieben, wenn sie aus dieser Kommunikationssituation heraustreten (Literarisierung; Privatandacht sowie Stundengebet).

Gabriele Mucchi:

Verpaßte Gelegenheiten. Le occasioni perdute.

Ein Künstlerleben in zwei Welten.
Berlin: Dietz Verlag GmbH 1997, 413 S., 74 Abb.

Die Leibniz-Sozietät verdankt ihr Signet, das mit sparsamen Strichen gezeichnete, markante, uns mit wachen Augen anblickende Porträt des großen Philosophen, der sicheren Hand und freundschaftlichen Gabe des italienischen Malers und Graphikers Gabriele Mucchi. Dessen kürzlich erschienene Autobiographie gibt eine Erklärung für diese wohl nicht ganz selbstverständliche Tatsache, obwohl sie gar nicht erwähnt ist. Der in Mailand ansässige Mucchi führt, wie der Untertitel aussagt, ein Künstlerleben in zwei Welten.

Das flüssig geschriebene, durch Fotodokumente und Reproduktionen von Kunstwerken bereicherte Buch nimmt aus mehreren Gründen einen besonderen Platz in der ansteigenden Flut von Rückblicken auf das zu Ende gehende Jahrhundert ein. Der erste ist, daß der Autor dieses Jahrhundert zur Gänze selbst durchlebt hat. Der Sohn eines Malers wurde 1899 in Turin geboren und ist kurz vor seinem 100. Geburtstag noch immer künstlerisch tätig, agil und ein hellwacher Zeitzeuge. Zweitens vermittelt es eben die Perspektive eines bildenden Künstlers, der außerdem zuerst als Architekt und Ingenieur ausgebildet und als solcher wiederholt tätig wurde – als Maler ist er Autodidakt, und der obendrein die Sprache meistert und nicht nur viel über Kunst und Politik, ebenso wie Gedichte, schrieb, sondern auch Góngora, Baudelaire und Brecht übersetzt hat. Drittens schließlich handelt es sich um das Leben eines Künstlers, der seine Kunst allzeit in einer untrennbaren, bewußten Beziehung auf die geschichtlich-gesellschaftlichen Vorgänge seiner Zeit betreibt, ohne das Mühen um ihre Spezifik, die Suche nach der bestmöglichen Form zu vernachlässigen, der sich seit siebzig Jahren auch mit der Kunst und den Menschen in Deutschland verbunden hat, und der unerschüttert der Kommunist bleibt, zu dem er im antifaschistischen Kampf wurde.

Mucchi schrieb seine Erinnerungen 1970–1993 auf. 1994 erschienen sie in Italien. Christine Wolter übersetzte sie vorzüglich für die deutsche Ausgabe. In kurzen Abschnitten werden Ereignisse geschildert und in ihrem Verhältnis zu größeren zeitgeschichtlichen Vorgängen beurteilt. Das ähnelt einer Folge realistischer Bilder, die jeweils eine bestimmte Szene in sich geschlossen und faßlich wiedergeben, welche aber in ihrem Sinngehalt über sich hinaus auf allgemeinere Zusammenhänge verweist, auch Elemente früherer Gestaltungen wieder aufnimmt und zum Glied in einer weitergehenden Kette wird. Ganz private Erlebnisse machen uns den lebenslustigen, sinnlichen und ernsthaften Menschen Mucchi mit seinen starken Gefühlen, seiner gelegentlichen Naivität und seiner Selbstironie liebenswürdig. Viele Personen des geistigen und künstlerischen Lebens, sowie Orte und Geschehnisse in Italien vermag man von hier aus nicht ohne weiteres angemessen zu werten. Eine kommentierte Ausgabe müßte selbst einem nicht spezialisierten Kunst- und Kulturhistoriker eine Menge helfen, damit das Gewicht manches Vorgangs und manche künstlerische Wertung zutreffend beurteilt werden könnten. Dennoch lernt man viel über italienische Realitäten und dann über eine italienische Sicht auf mehrere Deutschlands und die Deutschen.

Mucchi besitzt vom Vater her vielleicht auch tschechische Ahnen. Von der Mutter her hätte er den Anspruch, Graf Trecagni zu sein. Ihm war nie daran gelegen. Der Zehnjährige sah den Bildhauer Rodin, als der seinen Vater besuchte. Mit achtzehn Jahren wurde er im ersten Weltkrieg Artillerieoffizier. Im zweiten mußte er es wieder sein. Nach dem Studium in Bologna arbeitete er als Bauingenieurund Architekt, drängte aber schon zur Malerei hin. 1925 lernte er in Rom die deutsche Bildhauerin Jenny Müller, geb. Wiegmann kennen, derentwillen er 1928 nach Berlin kam, und die er nach zwei Jahren gemeinsamen Lebens in Paris im September 1933 in Mailand heiratete. Seit 1926 war dort, bis heute, sein Wohnsitz. Den zweiten hat er, ebenfalls bis heute, seit 1956 im Ostteil Berlins. Hier lebt er, seit einem Vierteljahrhundert, einen großen Teil jeden Jahres, nach dem Tod „Gennis" in einer neuen Ehe.

Mucchi überschreibt seinen Lebenslauf mit „verpaßte, verlorengegangene Gelegenheiten". Dem Architekten wie dem Maler entgingen einige Karrieren, weil er sich jeweils anders entschied. Indem er seinen künstlerischen und politischen Überzeugungen treu blieb, durfte er freilich mit

Recht behaupten: „Meine ‚occasioni perdute' sind auch meine Siege" (S. 251). Was ihn zutiefst schmerzt, ist am Ende die Erfahrung, daß der Versuch, Sozialismus zu schaffen, für dieses Mal verpaßt, verspielt wurde. Aus zahlreichen Begebenheiten entsteht für den Leser noch einmal das komplizierte und dennoch kohärente Bild des Strebens nach einer antifaschistischen, antikapitalistischen, antikolonialistischen, humanen, demokratischen und nicht Krieg führenden Gesellschaftsordnung und Kultur, für die Architekten rationalistische und Maler realistische Kunst schaffen wollten. Aus der Resistenza, der Weltfriedensbewegung und den künstlerischen Richtungskämpfen der italienischen Nachkriegszeit heraus kam Mucchi 1951 zu den Weltfestspielen der Jugend und Studenten erstmals wieder nach Berlin, wo er 1928–30 sein Atelier in der Prinz-Albrecht-Straße 8, der Kunstgewerbeschule, gehabt und auch eine Ausstellung italienischer Kunst organisiert hatte. Mit einigem Zögern sah er dann in der jungen DDR die hoffnunggebende Möglichkeit eines neuen Deutschlands. 1956–61 holten ihn Kräfte als Professor an die Kunsthochschule Berlin-Weißensee, die der DDR-Kunst sowohl eine Einbindung in die internationale progressive Kunst, als auch einen moderneren, lebendigen Realismus verschaffen wollten. Er brachte eine Reihe guter Schüler dauerhaft auf einen solchen Weg. Zwei Jahre unterrichtete er dann noch am Institut für Kunsterziehung der Universität Greifswald. Mit Vorträgen, z. B. 1969 an der Humboldt-Universität, und Aufsätzen bereicherte er aufstörend die Realismusdiskussion, erfuhr aber immer wieder Rückschläge und Zurückweisung seiner Ideen. Der Kreis seiner Freunde wuchs letztlich stärker als der seiner Kontrahenten und Neider. Er blieb, oft enttäuscht und mit wachsenden Sorgen über die Entwicklung, ein beharrlicher Helfer und Ratgeber. In Italien warb er für die DDR, bei Realisten in Westberlin und der dortigen Galerie Poll fand er in den siebziger Jahren Anklang. Zum 85. Geburtstag wurde er 1984 Ehrendoktor der Humboldt-Universität.

Gabriele Mucchis besonderer Versuch, die politische und sozialökonomische Spaltung der Welt in seinem Leben wie in einem Vorgriff auf eine bessere und ungeteilte Welt „aufzuheben" und überall kompromißlos die gleiche, wahrhaftige, menschenfreundliche und aufklärerische Malerei darzubieten, mußte ein Einzelfall bleiben. Ein alter Genosse sagte mir einmal, ein wenig neidisch: „Es ist einfacher, den Sozialismus in der DDR aufzubauen, wenn man jederzeit in sein schnelles Auto steigen und nach

Mailand fahren kann". Der Versuch war trotzdem ein wichtiges Stück Zeit- und Kunstgeschichte, und des Autors begründet selbstbewußter, aber gar nicht selbstgefälliger, lebhafter und anrührender Bericht darüber ist „ein hervorragendes Stück Literatur" (Stefan Heym).

Peter H. Feist